6/1984 PREIS 0,80 M

ISSN 0427–5217

FREIE WELT

Sibirische Geschichten

Bekanntschaft mit literarischen Entdeckern

Lichtwellen in der Falle

Juri Denisjuks Welt der illusionären Bilder

Reifen-Prüfung

Heute Student der Moskauer Fachschule für Zirkuskunst — morgen Weltstar?

★ Inhalt

Reportage
Literarische Entdeckungen – FW besuchte Sibiriens älteste und bedeutendste Literaturzeitschrift **Seite 4**

Wirtschaft
Kühlwagen – heiß begehrt **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Solidarität
Junge Leute aus Moçambique erfüllten sich in Rostock ihren Berufswunsch **Seite 16**

Sowjetdemokratie
Die Deputierten des Obersten Sowjets sind gewählt **Seite 18**

Porträt
Zwischen Iwanowo und Schwerin – Stationen eines nicht alltäglichen Lebens **Seite 22**

mobile **Seite 24**

FW-Serie
Ein großer Tag für die Stadt **Seite 26**

Neue Mittelseitenserie
Gemeinschaften geschützter Pflanzen in verschiedenen Klimazonen **Seite 28**

Mode
Was zieht man in Kuba an? **Seite 30**

Volkskunst
Nikaraguanische Bauernmalerei **Seite 32**

Erzählung
Georgi Semjonow: „Der Vogelmarkt“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Benjamin und Benjamin **Seite 40**

Leserecho
ASSR der Komi **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Wissenschaft
Zauber der Holographie **Seite 46**

Artistisches
Interview mit dem Direktor der Moskauer Zirkusschule **Seite 52**

Titelbild:
Volkmar Billeb fotografierte die Jakutin Natascha Petrowa

Redaktionsschluß für dieses Heft: **12. 3. 84**

★ Im Blickpunkt

Dreimillionster DDR-Tourist im Freundschaftszug Berlin–Moskau–Kiew–Poltawa

Jubiläumsgast

Moskau. Roter Platz. Märzschnee auf den Zinnen der Kremlmauer, den Türmen und Kuppeln. Unter den Arkaden der Basilius-Kathedrale an diesem Morgen ein besonderer Gast der Hauptstadt: der dreimillionste Tourist des Reisebüros der DDR, der seit 1955 die Sowjetunion besucht. Jubilar ist der 49jährige Elektriker Walter Dittmann aus dem Magdeburger Schwermaschinenbaukombinat „Ernst Thälmann“, Mitglied eines „Kollektivs DSF“ und Gewerkschaftsvertrauensmann. Mit der Kamera hält er für seine Familie die allerersten Eindrücke seiner ersten Reise in die Sowjetunion fest, einer Auszeichnung für langjährige aktive Mitarbeit im DRK. Acht er-

in Moskau

lebnisvolle Tage liegen noch vor ihm, ausgefüllt mit Stadtbesichtigungen, mit Fachsimpelei und Erfahrungsaustausch, mit Souvenireinkauf und festlichen Tafeln. An seiner Stelle hätten ebensogut eine Rinderzüchterin aus Waren-Müritz, ein Berliner Bauarbeiter oder ein Kalikumpel von der Werra sein können. Seit Jahrzehnten würdigen Betriebe, Kombinate, Genossenschaften und Organisationen verdiente Werktätige mit einer Fahrt in das Bruderland. Das gehört zum Alltag in unserem Staat. Zehn Jahre nach dem Ende des faschistischen Raubkrieges wurde der Touristenaustausch zwischen der DDR und der UdSSR staatlich vereinbart. Als einmillionste Touristin begrüßten Kiew, Riga und Tallinn 1973 eine junge Mähdrescherfahrerin aus Ballhausen. Und ein Hauer von der Wismut hatte 1979 die Ehre, zweimillionster zu sein. Jeweils 420 Teilnehmer fahren im Jubiläumsjahr unserer Republik mit dreißig Freundschaftszügen nach Brest und Minsk, nach Moskau, Leningrad oder bis Uljanowsk an der Wolga. Und sie werden – wie diesmal Walter Dittmann von seiner Fachkollegin Irina Nosko auf dem Belorussischen Bahnhof – mit Brot und Salz empfangen, einer Herzensgeste, die sowjetische Menschen ihren Freunden entgegenbringen.

Volkmar Billeb (Fotos)
Jürgen Geitner (Text)

Wer die Wahl hat, hat keine Qual

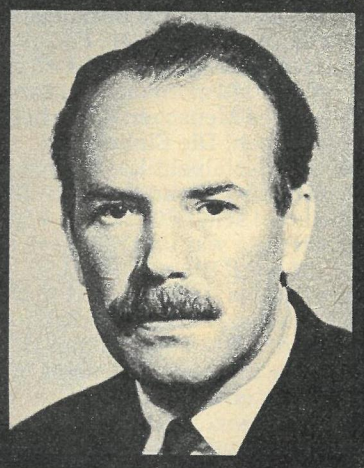
von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

Daß ein gewähltes Parlament gegen den erklärten Willen von drei Vierteln der Bevölkerung die Installierung ausländischer Selbstmord-Raketen beschließt, ist mit sozialistischen Demokratie-Vorstellungen unvereinbar. In der BRD und anderen Staaten der Nordatlantik-Pakt-Organisation (NATO) wurde es Wirklichkeit. Dort wird die Wahl zur Qual, weil man immer wieder gespannt sein darf, was Schlechtes dabei herauskommen, wie der Wählerwille ins Gegenteil verkehrt wird. Der Wahlakt mit dem Stimmzettel, fein geheim angekreuzt, ist ein Wurf ins Ungewisse.

„Wahlzeiten waren immer mit einer besonders intensiven Volksaussprache über alle die Bürger bewegenden Fragen verbunden", sagte gerade Egon Krenz. Aber das muß in einem anderen Land gewesen sein als dort, wo jetzt Erstschlagswaffen auf uns zielen und zugleich Magneten für den Rückschlag darstellen; denn dort haben ja wohl keine „besonders intensiven Volksaussprachen über alle die Bürger bewegenden Fragen" stattgefunden.
Egon Krenz sprach in Berlin. Und das ist seit bald 35 Jahren ein anderes Berlin als jene „Reichshauptstadt", von der Bedrohung, Erpressung und Kriege ausgingen. Das ist neu in der deutschen Geschichte. Schon deshalb ist der Begriff „Wendepunkt" zutreffend (nicht 1983, sondern 1945). Und wenn Egon Krenz fortfährt: „So soll es auch dieses Mal sein; der vom Nationalrat der Nationalen Front beschlossene Wahlaufruf gibt dafür wichtige Impulse", dann löst das keine Qual aus, sondern Stolz und Zuversicht.
„Im vorigen Jahr überstieg der Ertrag bei Getreide 190 Millionen Tonnen". – „Über zwei Millionen Wohnungen wurden gebaut, das ist mehr als in jedem anderen der vergangenen fünf Jahre." – „Die in unserem Lande hergestellten leistungsstarken Atomeisbrecher eröffneten ein neues Kapitel in der Geschichte der Erschließung der Arktis." – „Begonnen wurde die Erkundung des Erdinneren durch supertiefe Bohrungen."...
...Ach ja, da sind wir in eine andere Wahlrede hineingeraten: Konstantin Tschernenko hielt sie vor Wählern eines Rayons in der Hauptstadt der UdSSR.
Und dennoch sind es nur quantitative Unterschiede. Werden und Wachsen unserer sozialistischen Vaterländer verlaufen gleich. „Wie kompliziert auch die Lage", sagte Egon Krenz, „wie hart auch der Widerstand des Gegners, wie rauh auch das internationale Klima waren – das Entscheidende war, ist und bleibt immer die Entschlossenheit unserer Partei im Bruderbund mit der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Ländern, stets das zu tun, was dem gesellschaftlichen Fortschritt, was dem Wohle des Volkes dient."
Wir haben gewählt: 1945 – nach Jahren von Fehlentscheidungen und Fehlverhalten. Nun stehen wir auf der richtigen Seite. Jetzt wählen wir aufs neue, „was dem gesellschaftlichen Fortschritt, was dem Wohle des Volkes dient".
Da ist die Freundschaft mit der Sowjetunion; denn ohne Sowjetunion wäre nichts und würden wir nichts. Dazu gehört Heinrich Manns Mahnung: „Es ist geboten, daß Humanisten streitbar sind und zuschlagen, so oft feindliche Gewalten die Bestimmung des Menschen aufhalten wollen." Unsere Antwort auf die imperialistische Herausforderung lautet nicht Verzicht, nicht, „den Gürtel enger schnallen", sondern Leistungszuwachs. Der Sinn des Sozialismus lautet: Glück des Menschen! Die Politik der Hauptaufgabe – bestmögliche Befriedigung der wirtschaftlichen und kulturellen Bedürfnisse des Menschen – das heißt: Glück des Menschen! Die Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik – Nutzen jedes Fortschritts, jeder Errungenschaft für den Menschen und sein Glück: Jetzt erst recht – weil's richtig war und erfolgreich, seit dem Aufruf der KPD, seit der Gründung unseres Staates, seit dem VIII. Parteitag, dem 7. Plenum zumal: Alle Erfahrungen haben wir verbunden mit der richtigen Analyse des Kräfteverhältnisses und der Weltlage, mit den Welt- und Geschichtserfordernissen.
Wir bauen und säen und ernten und züchten und entwickeln und fördern und schaffen und werken: Die balladesken Kölner Heinzelmännchen sähen blaß aus. Und wenn man uns nun vom Rhein wegen dieser Knappheit oder jener Noch-Schwäche kritisiert: Faßt Euch an die eigene Nase! Bringt erst mal bei Euch Wort und Tat derart in Einklang wie wir! Macht erst mal billiges Brot, stabile Mieten, gebt Subventionen für Krippen und Kindergärten, Schulen, Feriendienst, Theater- und Kinoplatz, Verkehrsmittel und – vor allem – macht erst mal den gesicherten Ausbildungs- und Arbeitsplatz bei Euch zur Selbstverständlichkeit. Tut was fürs Glück des Menschen!
Natürlich sind das auch für uns keine Selbstverständlichkeiten. Sozialismus ist nicht selbstverständlich, sondern Wissenschaft und wissenschaftlich begründete Praxis. Daß „der Mensch im Mittelpunkt" steht, ist dort keineswegs selbstverständlich, wo der Profit obenan rangiert. Und außerdem sind alle unsere „selbstverständlichen" Fortschritte und Errungenschaften im Kampf um die Macht unter schweren Opfern erkämpft, ja blutig erlitten – und dann, im Besitz der Macht, weiter schwer erarbeitet, erkämpft worden im harten Klassenkampf.
Und sie müssen täglich aufs neue erkämpft und schwer erarbeitet werden, damit sie „selbstverständlich" bleiben. Dafür arbeiten wir. Schwer. Dafür machen wir uns Gedanken. Dafür wählen wir: Damit unsere Besten, Erfahrensten ihr Wissen und Können einbringen und unser Wollen in die richtige Richtung lenken und am besten wirksam werden lassen.
„Sorgen wir alle dafür, daß wir uns der Größe der geschichtlichen Aufgaben gewachsen zeigen und daß wir dereinst vor dem Urteil der Geschichte bestehen können", gab uns Wilhelm Pieck vor 35 Jahren auf den Weg. Erich Honecker konnte jetzt Rechenschaft ablegen: „Als politisch stabiler und sich dynamisch entwickelnder, wirtschaftlich hochleistungsfähiger, in Bildung, Wissenschaft und Kultur ständig aufblühender Staat": Das ist unsere Republik, der wir dienen – mit allen Gedanken, mit unserer Tat und mit unserer Stimme.

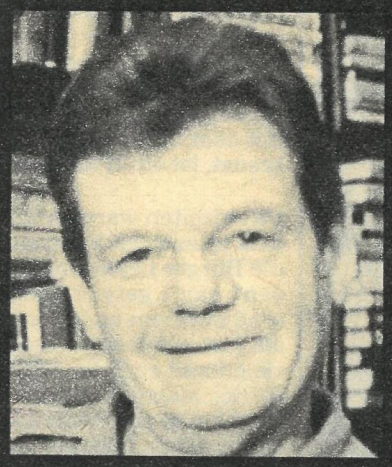
Sibirische Geschichten

Goldsucher



1

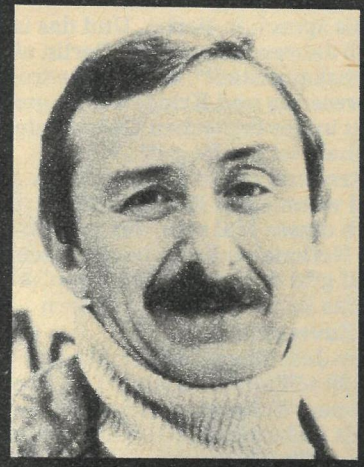
2



3

1. Sergej Sartakow
2. Georgi Markow
3. Leonid Martynow
4. Michail Schtschukin
5. David Konstantinowski

4



5

Dies ist die Kreuzbucht an der Küste des Bering-Meeres. In diesem Gebiet zwischen Tundren, Felsgebirgen, Riesenströmen, zwischen Kältepol und Eismeer suchen Geologen nach neuen bisher unentdeckten Bodenschätzen, auch nach Gold. Noch immer läßt dieses Zauberwort die modernen Entdecker Sibiriens nicht los. Einer von ihnen war Goldsucher in des Wortes buchstäblichem Sinn. Seine Abenteuer hielt er in einem fesselnden Roman fest. Sibiriens Schriftsteller sind literarische Entdecker und Goldsucher. In allen Teilen des reichen Landes suchen sie das Gold menschlicher Charaktere und Schicksale. Eine große reiche sibirische Literatur entstand in den Jahren des sozialistischen Aufbaus. Als Teil der russischen Sowjetliteratur spiegelt sie einen wesentlichen Ausschnitt sowjetischer Wirklichkeit wider.
FREIE WELT besuchte die Redaktion der bedeutendsten und ältesten Literaturzeitschrift Sibiriens SIBIRSKIJE OGNI in Nowosibirsk, sprach mit deren Chefredakteur, dem Schriftsteller Anatoli Nikulkow, machte die Bekanntschaft junger Goldsucher und erfuhr alte und neue sibirische Geschichten.

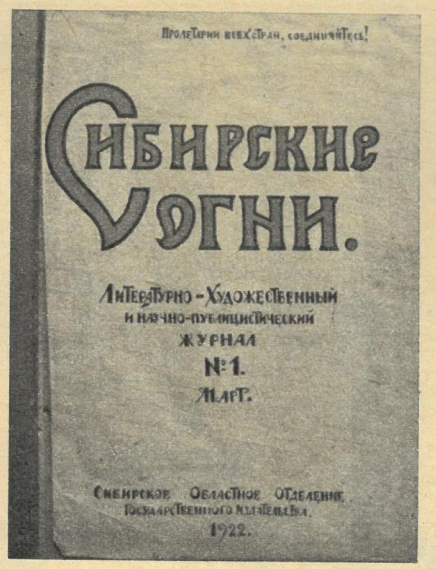
Ein Beitrag von Helmut Zemke (Text) und Volkmar Billeb (Bild)

Goldsucher

TERRITORIUM

Fern an der Kolyma und auf Tschukotka arbeitete Anfang der siebziger Jahre ein Geologe und Prospektor, der seinen Tagebüchern mehr anvertraute als sachliche Expeditionsberichte. Seine Erkundungen galten dem Gold, aber auch menschlichen Schicksalen. Er betrachtete Sibirien als seine eigentliche Heimat, obwohl er aus dem alten russischen Kostroma stammte. Er liebte die endlosen moorigen Tundren, die weißen Kuppen der Berge, die grüne Weite der Taiga. Als frischgebackener Absolvent eines Moskauer Instituts war er eines Tages aufgebrochen, einen Kontinent zu erobern, aber Sibirien hatte ihn bezwungen. „Schön war dieses Land aus gelber Tundra, dunklen Bergen und fahlem Licht!" schrieb er, „schön war die Einsamkeit des Erkundenden inmitten unerforschter Berge und Täler!" Ehrgeizig, überzeugt davon, daß sein Name einst als Entdecker auf der Karte der Union verzeichnet sein würde, suchte er nach Gold, und was er fand – waren Menschen mit heißem Herzen und kühlem Verstand. Da war Baklakow, der zum Helden seines Romans wurde; was er selbst erlebte, das geschah auch jenem. Im Alleingang, ohne seinen Vorgesetzten zu informieren, tritt Baklakow seinen Erkundungsmarsch an. Der reißende Fluß Watap versperrt ihm den Weg. Dort – jenseits des im Nebel versunkenen anderen Ufers müssen die von ihm vermuteten Lagerstätten des „flammenden Reichtums" liegen.

Oleg Kuwajew hieß der Mann. Sein Roman „Territorium", der die schwere, aufopferungsvolle Tätigkeit sowjetischer Geologen im Land der Tschuktschen schildert, ist ein hohes Lied auf den sibirischen Charakter. Und obwohl ich in Kuwajew-Baklakow eine ganz wichtige Seite jenes ungewöhnlichen Charakters bereits kennengelernt hatte, wollte ich doch weitere Geschichten erfahren. So kam ich in eine Stadt der Literatur, deren Entwicklung einem Epos zur Vorlage dienen könnte.



Schriftsteller Anatoli Nikulkow leitet seit zehn Jahren die Zeitschrift „Sibirskije Ogni", deren erste Nummer, siehe Faksimile, 1922 erschien.

BRÜCKEN

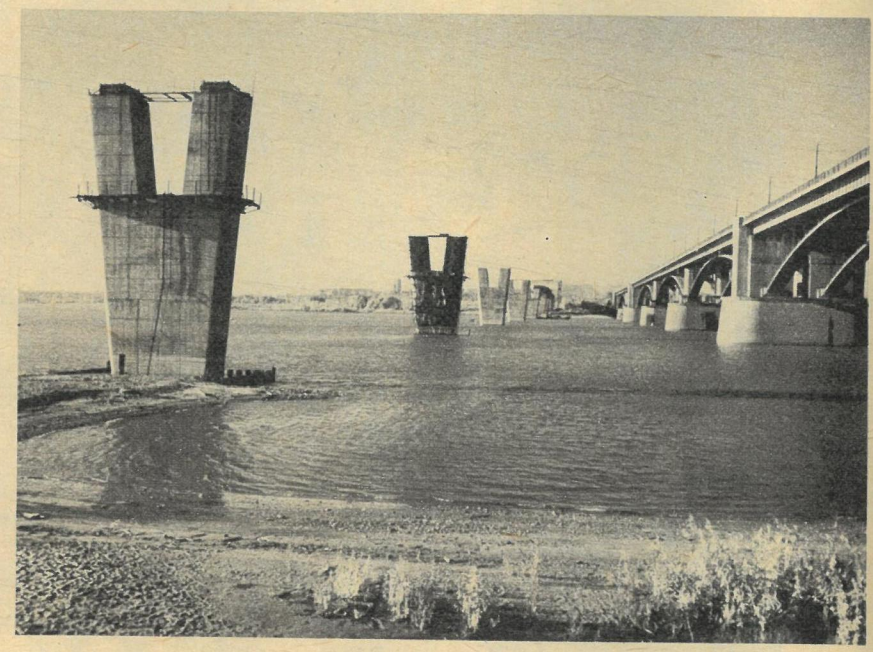
Nowosibirsk ist eine Schöpfung der Transsibirischen Eisenbahn. Natürlich haben Fleiß und Kreativität ihrer Erbauer und Bewohner die Anderthalbmillionenstadt zu dem gemacht, was sie heute ist: Zentrum der Industrie, der Wissenschaft, der Kultur. Nowosibirsk wird nie fertig – Verjüngung, Erneuerung, Perspektiven sind die häufigst benutzten Worte im Vokabular der Stadtplaner. Diese Metropole ist auf Zuwachs angelegt, ihre Rayons ziehen sich weithin über den Ob, seine Majestät der Fluß hält alles zusammen, er ist breit und wasserreich, und auf ihm ziehen schwere Lastkähne dahin und an den Kais vertäut schaukeln elegante weiße Fahrgastschiffe, die die Nowosibirsker sommers zum Ob-Meer bringen.

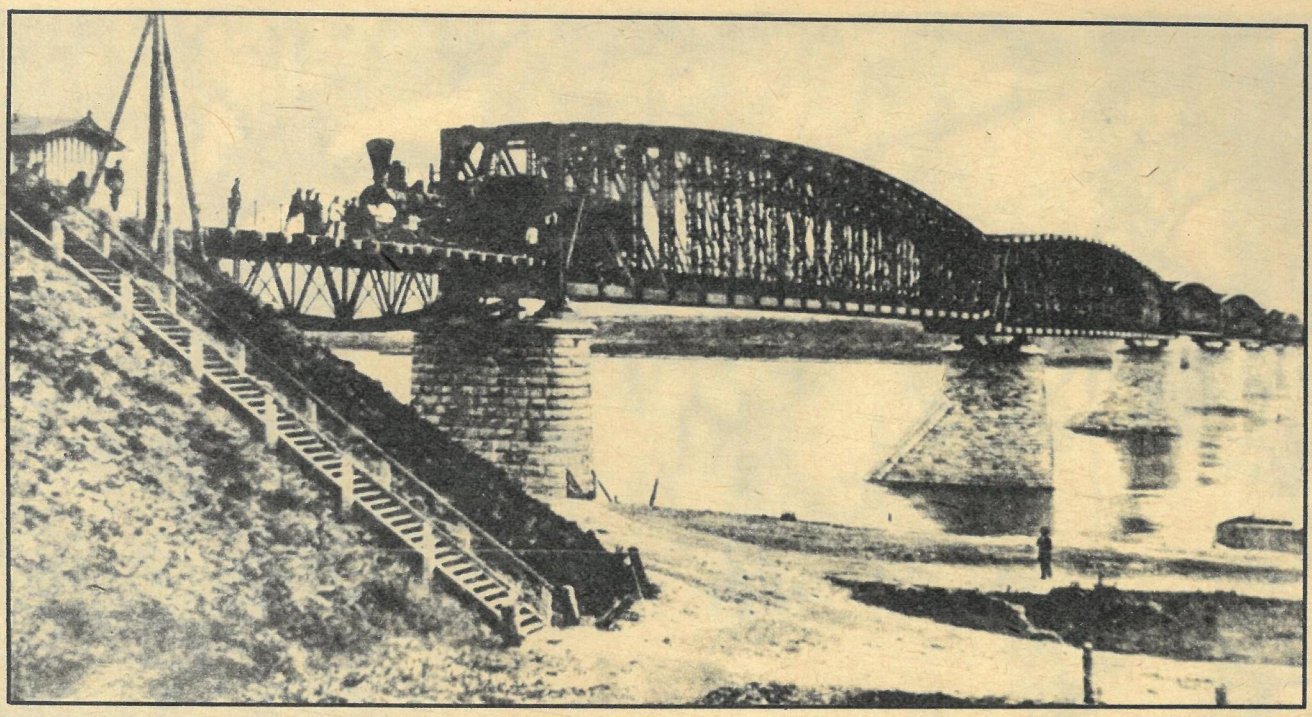
Gemessen an den ältesten sibirischen Städten wie Tjumen, Tobolsk, Tomsk oder Irkutsk, ist das heutige Nowosibirsk eine junge Stadt, aber sie ist alt, wenn man an das achtzehnjährige Surgut, das zehnjährige Ust-Ilimsk, oder gar an Nowy Urengoi denkt, das auf ganze drei Jährchen zurückblickt. Wie die jüngsten Städte Sibiriens, so ist auch die jetzt neunzigjährige Jubilarin (1983) ein mächtiger Bauplatz. Die Oper, das sibirische Bolschoi-Theater, größer als sein Moskauer Vorbild, überragt mit ihrer Kuppel Bauzäune, hinter denen die Tunnel der ersten Metro Sibiriens gegraben werden. Ihre Trasse soll den Ob überqueren, die mächtigen Betonpfeiler des Metro-Viadukts sind bereits gesetzt. Von einer anderen Brücke soll jedoch hier die Rede sein, einem Werk der Ingenieurbaukunst des 19. Jahrhunderts. Die Stahlkonstruktion der ersten Eisenbahnbrücke über den Ob ist sozusagen das Gründungsdokument der unerklärten aber faktischen Hauptstadt Sibiriens. Mit diesem Brückenschlag wurden die Weichen gestellt für die industrielle Entwicklung eines Erdteils mit bisher unerschlossenen Ressourcen.

GARIN

Ist es falsch, von Nowosibirsk als einer Stadt der Literatur zu sprechen? Mir erscheint die Tatsache, daß der Chef des geologischen Erkundungstrupps, der den Platz der zukünftigen Brücke auszuwählen hatte, Schriftsteller war, ein merkenswürdiger Umstand. Dieser Mann war Eisenbahningenieur, aber auch Verfasser von Erzählungen und Romanen, die Gorki eine ganze Epopöe russischen Lebens nannte. Der Ingenieur hieß wie der negative Held einer phantastischen Erzählung Alexej Tolstois Garin. Doch im Gegensatz zu dem destruktiven Macher einer verderbenbringenden Erfindung bei Tolstoi, war Nikolai Garin, als Schriftsteller unter dem Namen Michailowski bekannt, ein durch und durch konstruktiver Charakter. Er beobachtete mit dem größten Vergnügen, wie sich durch seine Arbeit an Straßen und Eisenbahnen Dörfer zu Städten entwikkelten. Was diesen transsibirischen Brückenkopf betraf, so schwebte ihm ein Industriezentrum vor, in amerikanischem Tempo wachsend. Als Garin-Michailowski 1891 in dem elenden trägen Fischerdörfchen Gussewka am Ufer des Ob eintraf, brauchte er in der Tat die Phantasie eines Geschichtenerzählers, um sich vorzustellen, daß hier einst eine blühende Großstadt emporwachsen würde. Die Vorarbeiten zum Brückenbau begannen Ende April 1893. Eine Siedlung für die Eisenbahnbauer entstand, Händler folgten den Arbeitern und Ingenieuren. Schon ein Jahr nach der Grundsteinlegung war aus der Siedlung eine Stadt geworden, die man Nowonikolajewsk taufte. Zu diesem Zeitpunkt arbeitete Garin-Michailowski an seiner autobiographischen Roman-Tetralogie, die aus den Erzählungen „Tjomas Kindheit", „Gymnasiasten", „Studenten" und „Ingenieure" bestand. Der 1852 in Petersburg geborene Schriftsteller verallgemeinerte und verdichtete darin sein, wie es der russische Dichter Alexander Kuprin ausdrückte, „ungewöhnlich farbiges Leben". Bereits als Schüler beginnt er zu schreiben. Mathematik und Literatur sind die Pole seiner Neigungen. Sein Jura-Studium hängt er bald an den Nagel. Technik, Physik, Mathematik gewinnen Vorrang. Aber es

Bilder einer Stadt: Stolz der Bewohner von Nowosibirsk sind das Opernhaus mit seiner imposanten Kuppel und die im Entstehen begriffene Metrobrücke, deren Pfeiler schon gesetzt sind; mehr als 35 000 im 2. Weltkrieg gefallene Sowjetsoldaten hat die Stadt Nowosibirsk zu beklagen; in einer so typischen Flußlandschaft inmitten der Anderthalbmillionenstadt finden die Nowosibirsker Erholung, weiße Fahrgastschiffe bringen die Städter sommers zum nahen Obmeer.





Erste Eisenbahnbrücke über den Ob bei Nowonikolajewsk, „Gründungsdokument" der Stadt Nowosibirsk, begonnen im Jahre 1894.

Goldsucher

treibt ihn von der Theorie zur Praxis. So studiert er Eisenbahnbau, baut eine Straße nach Burgas, eine Eisenbahn in Bessarabien, viele Trassen, einschließlich der Transsib, entstehen in ganz Rußland unter seiner Leitung. Die während dieser Tätigkeit mannigfaltig gesammelten sozialen Erfahrungen, der Gegensatz – Reichtum der Natur – Armut und Ausbeutung des Menschen, bewegen ihn, sich gesellschaftlichen Problemen zuzuwenden. Er gründet mit anderen Demokraten die erste russische marxistische Zeitung im Wolgagebiet, er wird Mitarbeiter an der bolschewistischen Zeitschrift „Westnik Shisni", er unterstützt die Bolschewiki materiell. Seit 1896 überwachte ihn die Geheimpolizei.

Am Vorabend der ersten russischen Revolution von 1905 wurde die von Nikolai Garin geplante Brücke ihrer Bestimmung übergeben. Ein Jahr darauf starb der Ingenieur-Schriftsteller erst vierundfünfzigjährig, mit der Geschichte der Stadt wie mit der Geschichte der sibirischen Literatur eng verbunden. Zu den ersten Passagieren der Transsib gehörte Lenin auf seinem Wege in die Verbannung. Da die bereits fertiggestellte Brücke noch nicht in Betrieb genommen war, mußte er den Ob mit einem Pferdefuhrwerk überqueren.

PIONIERE

Wie die erste Eisenbahnbrücke, so ist eine andere Brücke zu einem Wahrzeichen von Nowosibirsk geworden. Sie verbindet Literatur und Wirklichkeit, schlägt einen Bogen zwischen Schriftsteller und Leser, führt Autoren aller Gebiete Sibiriens zusammen, über sie gelangt so manches Talent ins Licht der Öffentlichkeit. Es ist die Literaturzeitschrift „Sibirskije Ogni", zu deutsch **„Sibirische Feuer".**

Anatoli Wassiljewitsch Nikulkow, Jahrgang 1922, seit zehn Jahren ihr Chefredakteur, stammt aus dem mittelrussischen Woronesh, lebt aber seit langem in Sibirien. Er schrieb neben zahlreichen Erzählungen einen vielbeachteten Majakowski-Roman und ist an der zusammenfassenden Darstellung der russischen Literatur Sibiriens beteiligt, die von der Akademie der Wissenschaften der UdSSR kürzlich in Nowosibirsk herausgegeben wurde. Diese Literaturgeschichte holt weit aus. An ihrem Entwicklungsweg stehen Namen wie Lomonossow, Puschkin, Tolstoi, Dostojewski, Tschechow und Korolenko; sie zeigt in allem, daß das Schicksal Sibiriens stets mit dem Rußlands verbunden war; niemand konnte diesem rätselhaften und zugleich verheißungsvollen Land ausweichen.

„Wann wurden die ‚Sibirischen Feuer' entzündet?" frage ich.

„Vor 62 Jahren. Damals war Nowonikolajewsk (wie Nowosibirsk bis 1926 hieß) eine durch den Bürgerkrieg zerrüttete Stadt. Teile der 5. Armee hatten die konterrevolutionären Truppen endgültig vertrieben. Der weiße Admiral Koltschak war in Irkutsk verhaftet und erschossen worden..." Aber die Freude über den Sieg wurde getrübt durch den trostlosen Zustand der Stadt. Sie war weitgehend zerstört, es gab kaum Lebensmittel, eine Typhusepidemie war ausgebrochen. Das einzige Elektrokraftwerk, im Volksmund Kaufmannsfunzel genannt, lieferte nur 165 Kilowatt. In dieser angespannten Situation organisierten die Kommunisten nicht nur die Versorgung mit Lebensmitteln und die medizinische Betreuung, sie brachten nicht nur die Produktion in Gang, sondern auch das kulturelle Leben der Stadt. Jemeljan Jaroslawski, Sohn eines ehemals politischen Verbannten aus Tschita in Transbaikalien, Historiker und Publizist, Funktionär des ZK der russischen Kommunistischen Partei, schlug einem kleinen Häuflein Schriftsteller und Journalisten die Gründung einer Literaturzeitschrift vor. Zu den ersten Mitarbeitern gehörte Lydia Seifullina, deren literarisches Werk heute zum klassischen Bestand der Sowjetliteratur zählt.

„Das Kulturleben in Nowosibirsk fing mit ‚Sibirskije Ogni' an," sagt Anatoli Nikulkow, „die Mitarbeiter, die Schriftsteller waren Pioniere der sowjetischen Kultur und sind es bis heute." Blättert man die Jahrgänge dieser Zeitschrift durch, so hat man eine komplette Sammlung sibirischer Geschichten, ein Kompendium sibirischer Wirklichkeit zwischen 1922 und 1984.

LUFTFREGATTEN

„Eine Zeitschrift steht und fällt mit ihren Autoren", frage ich, „woher kamen, woher kommen sie?"

Anatoli Wassiljewitsch lächelt verschmitzt. „So eine Zeitschrift ist ein Magnet. Ihre Anziehungskraft übersteigt bei weitem ihre Kapazität. Im Monat immerhin 176 Druckseiten, dagegen Tausende von Manuskriptseiten, die auf eine Veröffentlichung warten. Woher sie kamen und kommen? Aus der Steppe, der Taiga. Aus den Dörfern und Städten und natürlich von den Baustellen des Landes."

Eines Tages, im schweren Jahr 1923, meldete sich in der Redaktion ein 18jähriger junger Mann aus Omsk und legte einige Verse vor, die er „Luftfregatten" nannte. Sohn eines Eisenbahners, hatte er die Sowjetunion als Gelegenheitsarbeiter durchwandert. Der Lyrik-Redakteur gab den „Luftfregatten" Starterlaubnis, als er sah, wie talentvoll schwerelos sie waren. Ihr Kapitän hieß Leonid Martynow. Zwanzig Jahre hielt er der „Wiege seines Schaffens", wie er später die Zeitschrift bezeichnete, die Treue. Mit seiner Reportage vom Bau der Turksib gab er ein Beispiel für die Berichterstattung von den Brennpunkten des sozialistischen Aufbaus.

Aus Omsk kam auch der Fischer, Jäger und Zimmermann Sergej Sartakow mit seinem großen Prosa-Epos „Das Sajan-Gebirge" zu „Sibirskije Ogni". Das Material zu diesem umfänglichen Werk hatte er auf seinen jahrelangen Wanderungen durch Taiga und Steppe gesammelt. In ihm schildert der Autor die Anfänge der sibirischen Arbeiterbewegung. In dem Roman „Der Stein der Weisen", erschienen auch in der DDR, führt er dieses Thema bis zum Beginn des Großen Vaterländischen Krieges weiter. Auch Georgi Markows Sibirien-Romane „Die Strogows", „Salz der Erde", „Vater und Sohn" lesen sich wie eine Geschichte des Landes. Über die Konzeption seines 1980 mit dem Lenin-Preis ausgezeichneten Romans „Sibirien" sagte Markow: „Die Westsibirische Ebene gab den großen fortschrittlichen Geistern Rußlands schon immer zu denken. Auch die Bolschewiki, die von der Zarenregierung in die Gegend um Narym verbannt wurden, hielten viel von den Perspektiven Westsibiriens. Ich hatte das Glück, Materialien aufzuspüren, die bezeugen: Die verbannten Revolutionäre taten viel, um die Angaben über außerordentlich wichtige Prospektionsarbeiten in Westsibirien, die seinen Reichtum an Bodenschätzen auswiesen, bis zum Sieg der Revolution zu bewahren." Markow, Sohn eines Taigajägers aus dem Dorf Nowokuskowo bei Tomsk, hat mit seinen Büchern eine künstlerische Chronik der großen Veränderungen in Sibirien geschrieben. In seinem jetzt abgeschlossenen Roman „Dem künftigen Jahrhundert", in Vorbereitung bei Verlag Volk und Welt, schildert er, wie die Revolutionäre von heute die zeitgenössischen Probleme Sibiriens angehen.

Viktor Astafjews Erzählung „Der Diebstahl", Valentin Rasputins „Geld für Maria", nicht zuletzt Wassili Schukschins Stenka-Rasin-Roman konnte man erstmals in „Sibirskije Ogni" lesen.

„Diese sibirischen Schriftsteller, Talente der 60er und 70er Jahre, sind längst selbst zu Meistern geworden", sagt Anatoli Nikulkow. „Eine neue Generation hat sich mit Vehemenz zu Wort gemeldet."

Einige Meister von Morgen lernten wir kennen.

SUSUN

Susun – wo liegt das? Im Süden des Nowosibirsker Gebietes, wo der wasserreiche Ob die Grenze zum Altai-Gebiet bildet. Dort ist das jüngste Mitglied des Schriftstellerverbandes von Nowosibirsk, Michail Schtschukin, zu Hause. Vor neunundzwanzig Jahren in einer Arbeiterfamilie geboren, kam er, noch nicht erwachsen, nach Nowosibirsk, um zu lernen, wie man Bücher verkauft. Aber schon bald wollte der junge Buchhändler wissen, wie man Bücher schreibt. Da ging er nach Susun zurück und ließ sich als Reporter der Rayon-Zeitung sibirischen Wind um die Nase wehen. Er berichtete aus dem Kusbass, aus Urengoi und vom sagenhaften Erdölboom am See Samotlor. Mit zweiundzwanzig wagte er es, das Manuskript einer Erzählung in das ihm so geheimnisvolle Haus am Roten Prospekt von Nowosibirsk zu bringen. Wie Aladin stand er vor dem Portal

und sprach mutig sein „Sesam öffne dich"! Das Märchen bliebe unvollendet, wäre Michails ursprüngliches Erzähltalent unerkannt geblieben. So lasen die Leser von „Sibirskije Ogni" einen neuen Namen.

Als das größte Ereignis seines Lebens bezeichnet Schtschukin den Tag, da man auf einem Allunions-Seminar junger Schriftsteller in Moskau seine Skizzen und Geschichten für würdig befand, in einem ersten Band veröffentlicht zu werden. Das Buch erschien im Verlag „Molodaja Gwardija", es heißt „Alltag auf dem Lande" und handelt natürlich von – Susun! Susun wird eine Arbeitersiedlung genannt mit einer mehr als zweihundertjährigen Geschichte. Schtschukin weiß alles über sie. „Umgeben von den grünen Weiten trockenen klingenden Kiefernwalds, steht sie da auf der rauhen sibirischen Erde." Die Erde birgt Schätze – Silber-, Gold- und Kupfererze; am Flüßchen Nishni-Susun begann man 1764 mit der Kupferschmelze und ein Jahr darauf mit der Prägung von Münzen. Laut Ukas der zweiten Katharina, erlassen am 7. November 1763, sollte eine mit einem Zobel und dem sibirischen Zarenwappen versehene Kupfermünze geprägt werden. Die Susuner Münze ist die älteste in ganz Sibirien.

Schtschukin arbeitet jetzt in aller Stille an seinem ersten Roman, das Märchen seiner literarischen Karriere hat gerade erst begonnen. Hat er schon Gold gefunden? „Noch nicht – aber ich werde!" sagt er. Das nenne ich eine sibirische Antwort.

Reges Interesse bei den Nowosibirskern – Verkaufsausstellung von DDR-Belletristik- und Fachliteratur in der größten Buchhandlung der Anderthalbmillionenstadt.

NAKONUR

Eine Gartenstadt ist Akademgorodok, 25 Kilometer von Nowosibirsk entfernt. Als hier die Landvermesser, hierzulande trifft man sie auf Schritt und Tritt, vor 27 Jahren ihre Arbeit aufnahmen, gab es ringsum nichts als Taiga. Der Wald blieb erhalten, man baute Instituts- und Wohngebäude mitten hinein. Das Wissenschaftsstädtchen zur Erschließung Sibiriens wurde inzwischen ein Forschungszentrum mit Weltgeltung. An der schnurgeraden Meeresstraße, die zum Badestrand am Ob-Stausee hinableitet, liegt das Haus der Wissenschaftler. Da empfängt uns David Lwowitsch Konstantinowski, Physiker, Elektroniker, Schriftsteller, Verfasser des Romans „Nakonur". Das ist ein erdachter See, um dessen Regenerierung sich ein wissenschaftliches Institut bemüht. Im Mittelpunkt steht ein Liebespaar, dessen unterschiedliche Haltungen und Anschauungen zum Umweltschutz auch zu privaten Konflikten führen. SIE lebt und arbeitet in jenem Institut am See, die Ergebnisse ihrer Untersuchungen haben sie besorgt gemacht. Dieses Stück einzigartiger Natur droht aus dem ökologischen Gleichgewicht zu geraten. Aus dem Gleichgewicht geraten auch die Menschen – ER ist Physiker, Forscher, für den nur seine Aufgabe zu existieren scheint, ihn bewegen ganz andere Dinge, das ökologische Problem, das Wissenschaft und Staat energisch bereits angehen, erscheint ihm maßlos aufgebauscht. Irgendwann jedoch, nach heftigen Kontroversen, beginnen sie beide zu begreifen, daß der Kampf zwischen den Verteidigern der Natur und den Verfechtern des technisch-wissenschaftlichen Fortschritts sinnlos ist, daß es ein „Entweder – Oder" nicht geben kann. Nur eine die umweltschützenden Maßnahmen einplanende, allen erkannten Risiken nach Maßgabe der Kräfte vorbeugende Strategie der ökonomischen Erschließung wird zur ersehnten Harmonie von Mensch und Natur führen.

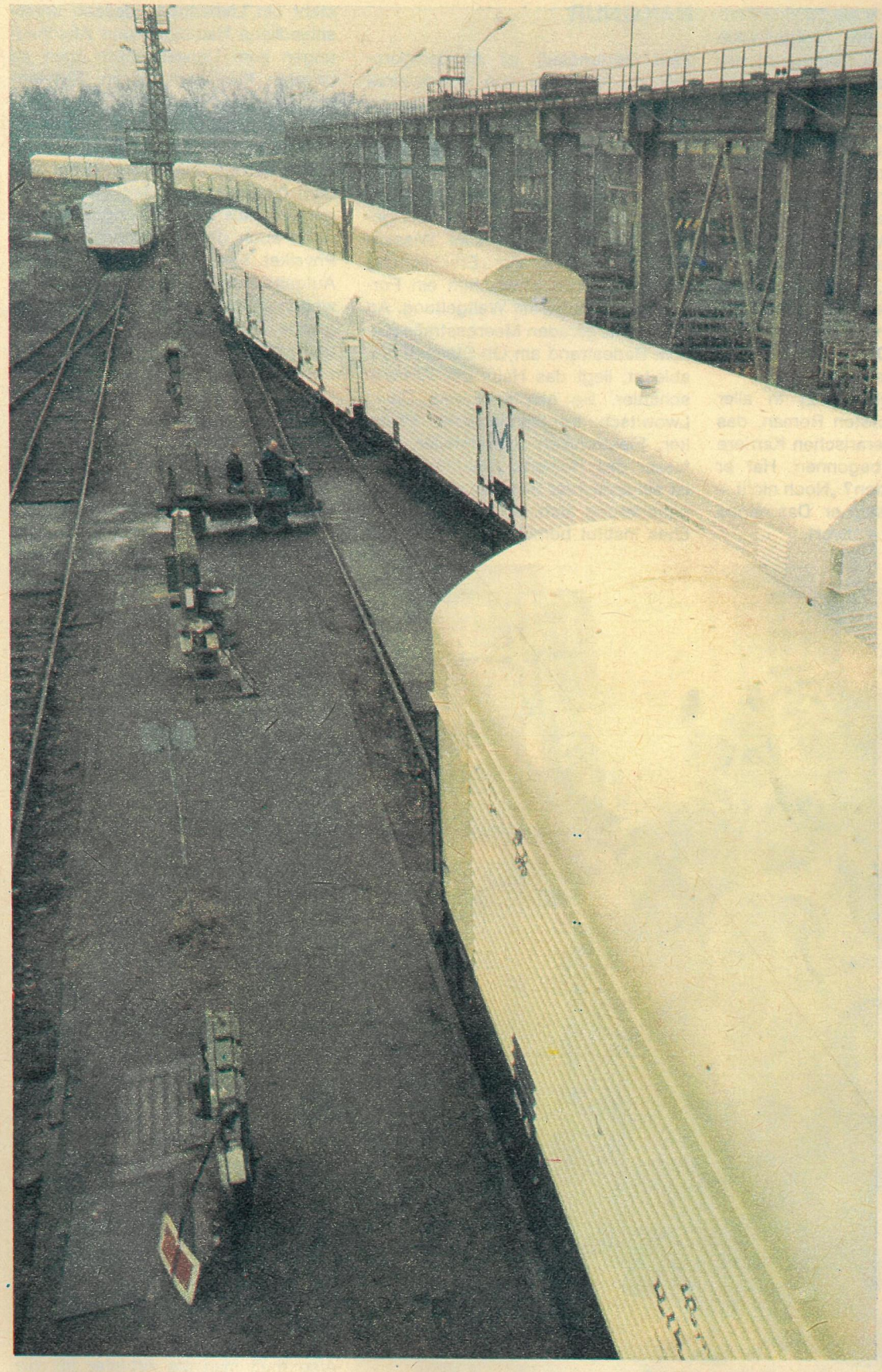
Obwohl im mathematischen Denken erfahren, liebt Konstantinowski das Phantastische, das sich allen realen Vergleichen entzieht. In einer utopischen Geschichte, die jetzt entsteht, unternehmen zwei Wissenschaftler eine Zeitreise ins alte Sibirien, wo sie mit Verbannten, mit Dekabristen zusammentreffen und diese auf manche Weise, ausgerüstet mit den Erkenntnissen des sibirischen Zeitgenossen, unterstützen.

Ich möchte wissen, wie David Konstantinowski die Zukunft Sibiriens sieht.

„Eigentlich", erwidert er, „sind wir schon mitten drin. Denn alles, was wir über sie sagen können, hat bereits angefangen. Die Planung der weiteren geographischen Erkundungen ist sowohl Gegenwart wie Zukunft. Das ungeheure Tempo der Entwicklung verschiebt die Zeiten. Bei uns gehen die Uhren vor. Zum Beispiel die sogenannten Stützpunktstädte. Unsere Industrien dringen immer weiter in unwirtliche Gegenden vor. Längerer Aufenthalt in extrem menschenunfreundlichem Klima ist unzumutbar. Also muß man die Arbeiter für die Dauer ihrer Freizeit vom unwirtlichen Arbeitsplatz zum menschenfreundlichen Wohnort und umgekehrt bringen. Man muß Stützpunktstädte in zumutbarer Umwelt und geeignete schnelle Transportmittel bauen. Das ist für solche Gebiete wie die Erdöl- und Erdgasvorkommen am Mittellauf des Ob schon Realität, für den hohen Norden noch Zukunft."

In der Stadt der Literatur Nowosibirsk konnte ich mich davon überzeugen, daß die Schriftsteller Sibiriens nicht nur Chronisten der Vergangenheit und Gegenwart sind, sondern auch Entdecker künftiger Wirklichkeit. Bei dieser Erkundungsarbeit reichen sich Generationen die Hand.

Zusatzfotos: A. Paszkowiak

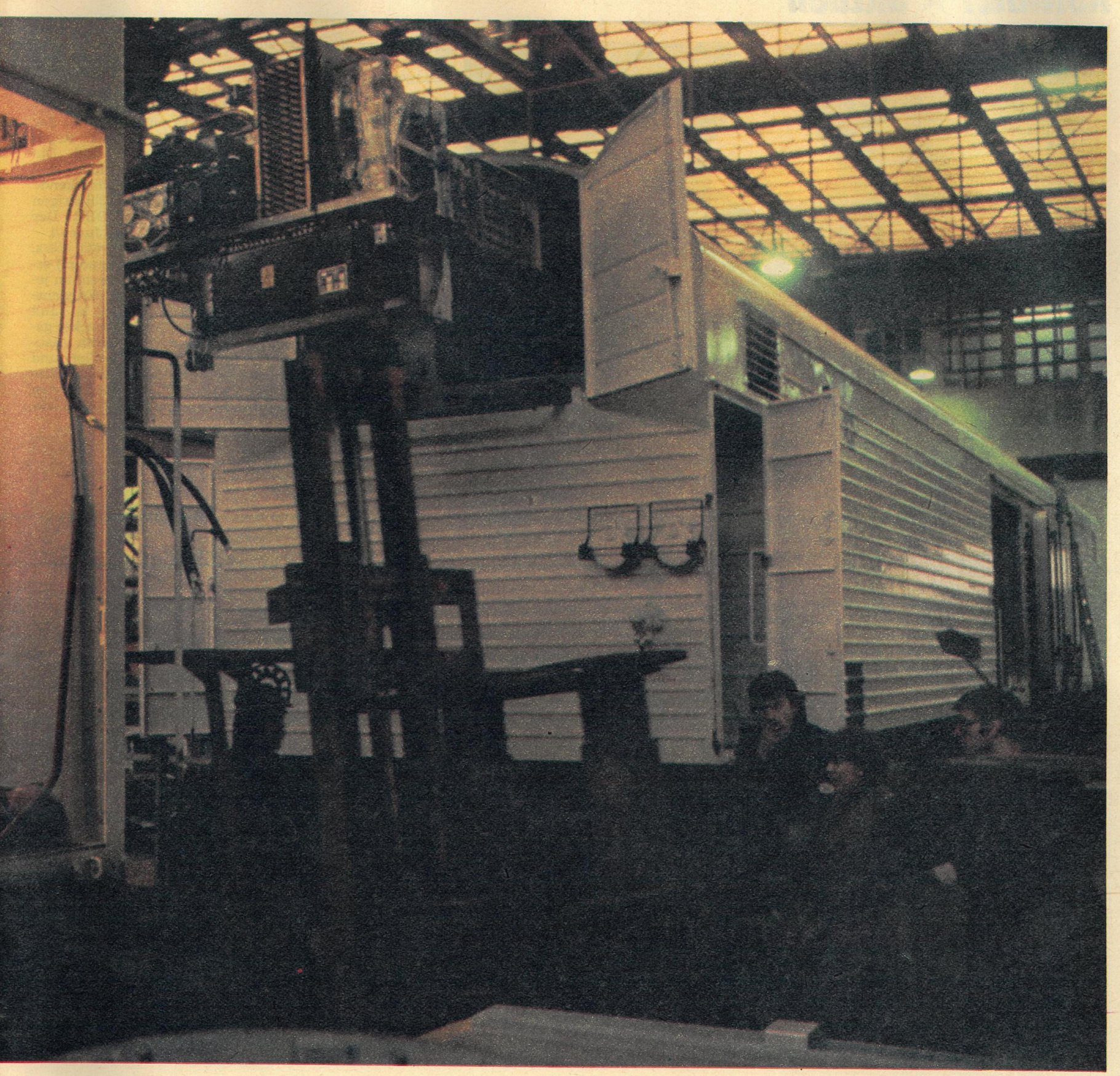


Kühle Weiße heiß begehrt

Zur Messezeit gesellt sich zu den Leipziger Bahnhöfen ein weiterer Haltepunkt. Er ist in keinem Kursbuch verzeichnet. Auf diesem Bahnhof geht es nicht um Anschlüsse, sondern um Abschlüsse. Mit internationaler Kundschaft. Der Schienenfahrzeugbau stellt auf dem „Messebahnhof" seine Neuheiten vor. Auf den Gleisen fädelt sich Waggon an Waggon. Besonders auffallend die Schneeweißen aus Dessau.

Die vom VEB Waggonbau Dessau ausgestellten Kühlfahrzeuge erhalten gleich nach Messeschluß freie Fahrt. Bis runter nach Bulgarien. Bereits zu Jahresanfang übergaben die Dessauer der Bulgarischen Staatsbahn einen Kühlzugverband, bestehend aus acht Maschinen- und einem Dieselaggregatewagen. 336 Tonnen Obst, Gemüse oder Fleisch kann er laden.

Während sich die „kühlen Weißen" vor ihrem Einsatz im warmen Süden in Leipzig bestaunen lassen, erfüllen die Arbeiter in den Dessauer Pro-



duktionshallen die nächsten Kundenaufträge. Sie installieren die Kältetechnik (Foto oben rechts), bepacken Waggonwände mit isolierendem Material, montieren Puffer an die fertigen Wagen, notwendig für ihre erste Reise bis Brest zum sowjetischen Auftraggeber. Auf den Werkschienen stellen sie sich nach erfolgreicher Probefahrt der Endabnahme (Foto oben links). Dort inspizieren Abnahmeingenieur Herbert Laue und sein sowjetischer Partner Vitali Bogorodzki (Foto links) gemeinsam die Fahrzeuge. Meist sind sie zufrieden. Schließlich schmückt sich das Werk seit über zehn Jahren mit dem Titel „Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit".

Herbert Laue und Vitali Bogorodzki leisten ihre Arbeit im stillen. Nur selten bereitet man einem Kühlwagen einen großen Bahnhof, so wie im April vergangenen Jahres dem 30 000. an die Sowjetunion gelieferten Dessauer Waggon. Inzwischen hat der Jubiläumswagen seinen Heimatbahnhof in Kischinjow und transportierte seitdem einige tausend Tonnen moldauischen Obstes zu den Abnehmern im weiten Land. Dessen Schienennetz erstreckt sich von der moldauischen Hauptstadt im Westen bis hinüber nach Wladiwostok im Osten und ist das längste der Welt. Die Hälfte des auf ihm beförderten Kühlgutes (1983 waren es rund 35 Prozent) sollen 1985 Dessauer Waggons laden und zuverlässig transportieren – bei Temperaturen von plus 45 bis minus 50 Grad.

Das ist eine erneute Herausforderung an die Waggonbauer, die 1948 mit der Fertigung der ersten vierachsigen Eiskühlwagen für die Sowjetunion begannen. Im 35. Jahr der Republik bereiten sie sich auf den Bau von Thermoswagen vor. Ein neues Serienfahrzeug in Sandwich-Bauweise für ihren wichtigsten Kunden, um seinen steigenden Bedarf an Kühltransporten schneller zu befriedigen. So helfen sie auf ihre Art, das sowjetische Lebensmittelprogramm zu erfüllen.

Dem Handel folgte die Zusammenarbeit. Besonders mit den Kollegen im Partnerbetrieb von Brjansk, auf halber Strecke zwischen Kiew und Moskau gelegen. Seit 15 Jahren konzentriert man sich gemeinsam darauf, Qualität und Zuverlässigkeit der Fahrzeuge ständig zu erhöhen, die regelbare Ladetemperatur abzusenken, das Transportvolumen zu vergrößern. Die Kollegen um Meister Matthies aus der Rohbaumontage setzten dieser Tage ein Signal. Zehn Wagen wollen sie bis zum Jahrestag der DDR vor allem durch eine gute Arbeitsorganisation, hohe Güte und Vermeidung von Nacharbeit zusätzlich zum Plan dem Ausbau übergeben. Damit stellten sie gleichzeitig die Weichen für höhere Leistungen aller Dessauer Waggonbauer.

Wolfgang Tautenhahn (Text)
Detlev Steinberg (Fotos)

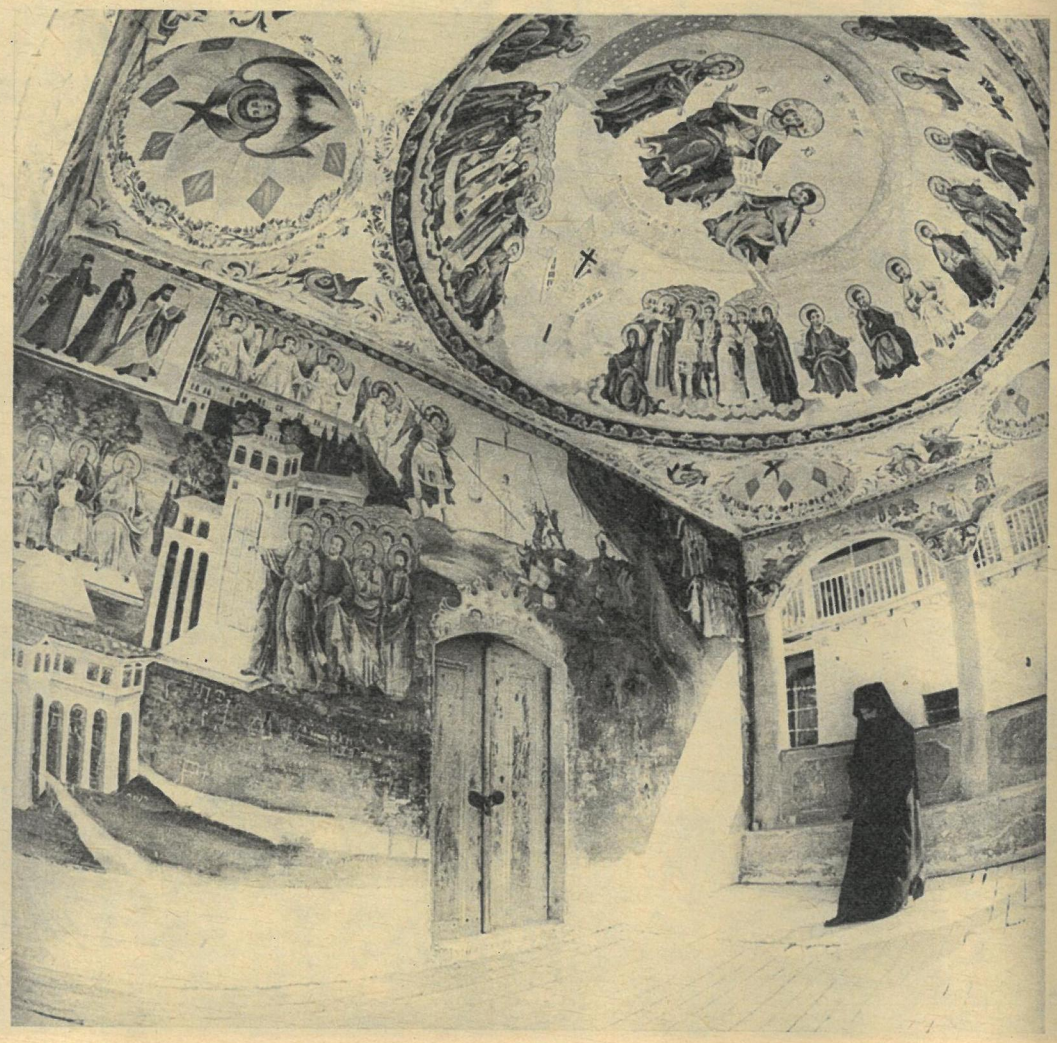
„Unser Zeichen ist die Sonne“

Unter diesem Titel hat in wenigen Tagen, am 20. März, eine siebenteilige Fernsehdokumentation ihre Bildschirmpremiere, die die Geschichte der Freien Deutschen Jugend erzählt. Historische Film- und Tondokumente weisen eindrucksvoll nach, daß das Wachsen der DDR untrennbar mit dem Wirken der sozialistischen Jugendorganisation verbunden ist. Der Handlungsbogen spannt sich vom schweren Anfang der Jugendarbeit nach der Zerschlagung des Hitlerfaschismus bis hin zum „Friedensaufgebot der FDJ“ zur Vorbereitung des 35. Jahrestages der Gründung unserer Republik. Erinnert wird an die großen Jugendobjekte, das erste Festival der Freundschaft zwischen der Jugend der UdSSR und der DDR in Dresden im Oktober 1970 (unser Foto), die Weltfestspiele, an Episoden des Alltags gleichermaßen wie an Höhepunkte im Leben der FDJ. Der Film führt vier Jahrzehnte Geschichte vor Augen. Für das Schöpferkollektiv unter Leitung von Rolf Schnabel waren umfassende Recherchen in nationalen und internationalen Archiven nötig. Ein Teil kam aus dem Zentralen Filmarchiv der UdSSR. Sowjetische Dokumentaristen drehten 1949 auf dem Gebiet der damaligen sowjetischen Besatzungszone einen Farbfilm, der mit der Wiedergabe all jener Ereignisse endet, die mit der Gründung unserer Republik verbunden sind. Die Dokumentation fügt sich ein in das beeindruckende Gesamtbild der 35jährigen Geschichte der DDR. Der erste Teil „Freie Jugend – neues Leben“ (20. März, 20.00 Uhr, 1. Programm) erinnert unter anderem an jenen legendären Friedensflug nach Osten im Juli 1947, da Erich Honecker gemeinsam mit Edith Baumann, Heinz Keßler und Robert Menzel nach Moskau zu den Freunden vom Komsomol flog. *Gerd Klein*

Kunst im Kloster am Tschajafluß

Das Batschkowo-Kloster – nach dem Rilakloster das zweitgrößte in Bulgarien – liegt im malerischen Tal des Tschaja-Flusses an den bewaldeten Hängen der Rhodopen im Bezirk Plovdiv. Durch seine Wandmalereien, Ikonen, Handschriften, alten Drucke und liturgischen Gefäße wurde es zu einem der bedeutendsten Museen des Balkanlandes. Seit Jahren gilt ihm deshalb besondere Fürsorge. Künstler des Nationalinstituts für Kulturdenkmäler restaurieren gegenwärtig gemeinsam mit Fachkollegen aus der ČSSR die wertvollen Kunstwerke, damit sich Zeitgenossen wie auch künftige Generationen an den alten Schätzen bulgarischer Kunst erfreuen können. Das Kloster – 1083 während der byzantinischen Fremdherrschaft von den georgischen Brüdern Grigori und Apassi Bakurian gegründet – hat eine reiche Geschichte. Seit Zar Kalojan (1197–1207) das Rhodopengebiet eroberte, gehörte es zum bulgarischen Staat und entwickelte sich unter Zar Iwan-Alexander (1331–1371) – seinem Mäzen – zu einem bedeutenden geistigen Zentrum. Als Zeichen der Dankbarkeit stellte ihn ein unbekannter Meister in der Grabkirche, dem einzigen bis heute erhaltenen Gebäude des ursprünglichen Klosterkomplexes, neben den Begründern des Klosters in voller Lebensgröße dar. Im 14. Jahrhundert, als die Osmanen das Land eroberten, wurde Ewtimij Tarnowski, der Patriarch der bulgarischen Kirche, in das Kloster verbannt. Nach kaum einem Jahrhundert war es völlig zerstört, wurde jedoch Ende des 16. Jahrhunderts wiedererrichtet. Die Klosterkirche Sweti Archangel (unser Foto) ist untrennbar mit dem Namen des bekannten bulgarischen Malers Sachari Sograf (1810–1853) verbunden. Die von ihm geschaffenen Fresken stellen verschiedene biblische Szenen und Bilder aus dem täglichen Leben dar. Sie sind beispielhaft für die Kunst der bulgarischen Wiedergeburtszeit.

Ruska Sagorska



Braun oder Blau?

Da standen jüngst vor dem Landgericht Zweibrücken (Saar) der ehemalige Polizist und Verfassungsschutzmitarbeiter Hans-Günther Fröhlich und seine Lebensgefährtin Ingeborg Schulte. Zwei Neonazis, angeklagt, ein antisemitisches Brettspiel in Umlauf gebracht zu haben. Das Spielfeld besteht aus einem handgezeichneten jüdischen Davidstern, dessen Ecken die Namen der Konzentrationslager Treblinka, Buchenwald, Auschwitz, Mauthausen, Maidanek und Dachau tragen. Von dort aus müssen die Spielfiguren in die Gaskammer als Zielpunkte „gewürfelt“ werden. Gewonnen hat, wer als erster „sechs Millionen Juden vernichtet“. Vor Gericht bekannte sich Fröhlich uneingeschränkt zum Faschismus und diesem ungeheuerlichen „Spiel“; er, der als Verfassungsschutzmitarbeiter beauftragt war, „Erkenntnisse über kommunistische Gruppen“ zu sammeln. An der Verhandlung nahmen Gesinnungskumpane der Angeklagten teil. Sie erschienen in Braunhemden der Nazis, mit germanischen Runen, mit Hitlerbärtchen. Trotzdem blieben sie im Gerichtssaal völlig unbehelligt.

Da stand der 21jährige Polsterer Gerhard Brauer vor dem Amtsgericht Essen. Er hatte mit rund 40 anderen jungen Leuten als Mitglied einer Laientheatergruppe in der Ruhrgebietsstadt erstmals in der BRD den „Herrnburger Bericht“ von Brecht mit der Musik von Dessau aufgeführt und mit einer Mahnwache an die Erschießung des Essener FDJ-Mitgliedes Philipp Müller am 11. Mai 1952 durch die Essener Polizei erinnert. Dabei trug Brauer, wie auch etliche seiner Mitspieler, das Blauhemd der FDJ mit der am Ärmel aufgestickten aufgehenden Sonne. Und wurde deshalb später wie ein Schwerverbrecher vom eben erst hart erkämpften Arbeitsplatz bei der Firma Bretz in Gensingen weg verhaftet. Er habe „die Kluft der FDJ, der Staatsjugendorganisation der DDR“ getragen, die in der BRD durch ein Grundsatzurteil des Bundesverwaltungsgerichts seit Juli ’54 „unanfechtbar verboten“ sei, hieß es im Haftbefehl. In der Anklageschrift gegen den jungen Arbeiter wurde ihm unter Berufung auf eine ganze Serie von Paragraphen vorgeworfen, „... öffentlich Uniformen, Uniformteile oder gleichartige Kleidungsstücke als Ausdruck einer gemeinsamen politischen Gesinnung getragen zu haben“.

Ein Tatbestand, der sich natürlich auch auf die erwähnten neofaschistischen Zuhörer im Landgericht von Zweibrücken hätte anwenden lassen. Aber die trugen ja Braun. Bundesdeutsche Richter, nur dem eigenen Gewissen verpflichtet, vermögen da äußerst gewissenhaft zu unterscheiden. Wenn also – um der Gerechtigkeit willen – die Dame Justitia auch in der BRD eine Augenbinde trägt, so sind ihre unabhängigen Mitarbeiter natürlich keineswegs farben-blind.

Alex Jung

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: G. Kowalski, SOFIA-PRESS, TASS (2), DDR-Fernsehen

TAKRAF-Bagger in Kasachstan

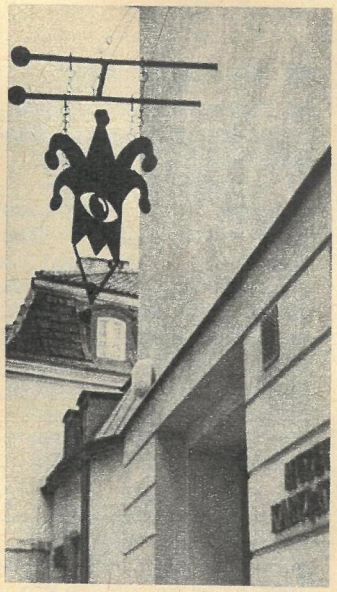
Die Bergarbeiter vom größten Steinkohlentagebau der Welt, „Ekibastusugol“ in Kasachstan, haben sich verpflichtet, die für dieses Jahr geplante Fördermenge von 100 Millionen Tonnen um 100 000 Tonnen zu überbieten. Eine Voraussetzung für die Erfüllung ihres Vorhabens ist die Partnerschaft mit dem DDR-Schwermaschinenbaukombinat TAKRAF, das seit Jahren Schaufelradbagger für die komplizierten klimatischen und geologischen Bedingungen Kasachstans baut. Über die deutsch-sowjetische Entwicklungsgeschichte der neuen Baggergeneration hatte FW in Heft 2/1984 berichtet. Unser Foto zeigt einen Bagger vom Typ SRs (K) 2000 aus Lauchhammer. Das Schaufelrad hat aufgrund gemeinsam gemachter Erfahrungen eine bedeutend erhöhte Zahl verkleinerter Schaufeln. Derzeit sind im Steinkohlenrevier Ekibastus dreizehn Baggerriesen aus der DDR im Einsatz. 60 Prozent der dortigen Bodenschätze werden mit DDR-Technik gehoben. Den Unterbau des vierzehnten Schaufelradbaggers haben die Monteure vom sowjetischen Partnerbetrieb Kaspromtechmontash fertiggestellt. Schaufelrad, Mast und andere Teile des Oberbaus werden gegenwärtig für die Montage vorbereitet. Diese Fördermaschine gräbt im Herbst beim Probelauf erstmalig ihre Fräszähne in ein Kohlenflöz. Die Montage eines weiteren Baggers unter Anleitung von TAKRAF-Spezialisten hat begonnen, das Raupenfahrwerk ist bereits komplett. Unlängst trafen auch die ersten Einzelteile aus der Lausitz für den dritten Bagger-Neubau am Ziel ihrer weiten Reise – etwa viereinhalbtausend Kilometer ostwärts – in der Kasachischen Sowjetrepublik ein.

Klaus Hurrelmann

Heimstatt für Heiteres

Die ehemaligen königlichen „Frühstücksgemächer“ aus dem 18. Jahrhundert in der Nähe der Warschauer Altstadt sind Domizil einer neuen, in Polen einmaligen kulturellen Einrichtung, des Museums für Karikaturen. Polnische Restauratoren ließen das Gebäude auf der Ulica Koza nach jahrelanger Arbeit in seiner ursprünglichen Gestalt wiedererstehen. Den Grundstock für das Karikaturenmuseum legte einer der bekanntesten polnischen Grafiker und Pressezeichner, der heutige Direktor des Museums Eryk Lipinski. In fast 40 Jahren trug er Tausende Zeichnungen, Drucke, Briefe, Almanache und satirische Zeitschriften aus Polen und anderen Ländern zusammen, die Interessenten schon seit langem in seiner Warschauer Wohnung bewundern konnten. Lipinski war es auch, der immer wieder nachdrücklich für ein selbständiges Museum plädiert hatte. Nicht nur, weil sich seine Wohnung für Sammlung und wachsenden Besucherstrom als zu klein erwies, sondern vor allem um der Karikatur in der bildenden Kunst zu mehr Anerkennung zu verhelfen. Die erste Ausstellung in eigenen Museumsräumen – bis zur Beendigung der Restaurierungsarbeiten war die Sammlung im Warschauer Literaturmuseum untergebracht – betrachtet Eryk Lipinski als Visitenkarte des neuen Ausstellungszentrums. Deshalb zeigt sie die 250 interessantesten Arbeiten der inzwischen über 4500 Exponate umfassenden Sammlung, darunter satirische Zeichnungen französischer und deutscher Künstler aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Eine von Lipinski zusammengestellte Monographie vermittelt darüber hinaus einen Überblick über Entwicklung und Geschichte der polnischen Karikatur, deren Anfänge bis ins frühe Mittelalter reichen. Eine Kartei polnischer Meister der Bildsatire weist über 2000 Namen aus. Der Gründung der ersten humoristischen Zeitschrift in Polen 1828 folgten mehr als 500 Blätter. In der Bibliothek des Museums findet der Besucher unter anderem vollständige Ausgaben polnischer Periodika aus dem 19. Jahrhundert, wie die „Fliege“, den „Warschauer Barbier“ oder die Zeitschrift „Szpilki“ (Nadeln), die noch heute erscheint. Für die nächste Zeit sind Ausstellungen in Bulgarien, Ungarn, Australien und Japan geplant.

Silvia Szusgien



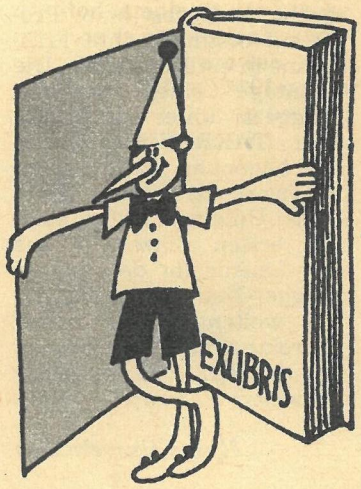
Der Fußballstar aus Kunzewo

Mit einem 2:4 im letzten Spiel gegen Dnepr Dnepropetrowsk vergab Spartak Moskau zwar die schon nahe Chance, sowjetischer Fußballmeister zu werden, doch wurde wenig später der Mannschaft ein wirksamer Trost gespendet: Aus ihren Reihen kam der „Fußballer des Jahres“. Er hieß nicht Rinat Dassajew, der als einer der besten Torhüter der Welt gilt, sondern Fjodor Tscherenkow (unser Foto). Obwohl erst vierundzwanzigjährig, ist er ein exzellenter und torgefährlicher Mittelfeldspieler, der seit seinem internationalen Debüt beim Olympiaturnier 1980 bisher zwanzigmal das Nationaltrikot trug. Daß er auch ein untadeliger Sportsmann ist, beweist die „Manöverkritik“ nach dem verpaßten Titelgewinn, in die sich Tscherenkow einbezog: „Der einzige, der sich keinen Vorwurf zu machen braucht, ist unser Kapitän Dassajew. Allein seine Meisterschaft bewahrte uns vor noch anderen Überraschungen als der von Dnepropetrowsk.“ Ungeachtet dessen trägt Tscherenkow die Würde des „Fußballers des Jahres“ völlig zu Recht. Obwohl nur 1,75 m groß und 58 Kilo schwer, vermag er sich dank seiner brillanten Technik und tadelsfreien Spielübersicht auch gegen den stämmigsten und ruppigsten Verteidiger durchzusetzen. Am Ball kann er nahezu alles, er ist ein Filigranarbeiter. Im Moskauer Stadtteil Kunzewo geboren, begann beim dortigen Wohnungsbaukombinat 15 seine Fußballerlaufbahn. Später spielte er beim Kunzewo-Club, wo Trainer Michail Muchortow beizeiten sein außergewöhnliches Talent entdeckte und – uneigennützig über den eigenen Zaun schauend – den Jungen eines Tages in die Obhut des einstigen Nationalspielers und damaligen Spartak-Trainers Anatoli Masljonkin gab. Das war übrigens zu der Zeit, da sich auch der Film für Tscherenkow interessierte: „In dem Kinderfilm ‚Kein Wort über Fußball‘ doubelte ich den Hauptdarsteller, der einen gefährlichen Stürmer spielte, aber nicht so gewandt mit dem Ball umgehen konnte. Später boten mir die Filmleute richtige Rollen an, doch ich wollte nicht, hatte nur eines im Sinn – ein guter Stürmer beim Sportklub Spartak Moskau zu sein!“

Hans Richard Vollbrecht

● Am Rande

Pinocchio, die vom italienischen Schriftsteller Carlo Collodi (1826–1890) erfundene Märchengestalt, kennen die sowjetischen und auch die Kinder in der DDR als drolligen, junggebliebenen Jungen Buratino. Exlibris mit seiner Abbildung stellten vor kurzem zwei ukrainische Grafiker in Florenz aus. Sie erhielten Sonderpreise und das ständige Expositionsrecht für Italien.



● Kurz berichtet

Im Zentralen Forschungsinstitut der sowjetischen Seeflotte wurde ein Präparat entwickelt, das zur Reinigung der Meeresoberfläche von Erdöl bestimmt ist. Das vom Flugzeug oder Boot ausgesprühte Mittel zerstört augenblicklich die vorhandenen Ölflecke zu sich schnell verflüchtigenden Teilchen. Die Produktion ist im schieferchemischen Werk „Kivinüll" (Estnische SSR) angelaufen.

Die bulgarische Produktions- und Handelsvereinigung Balkancar ist seit fünf Jahren der weltgrößte Produzent von Elektro- und Motorkarren. Die Erzeugnisse gehen in 65 Länder.

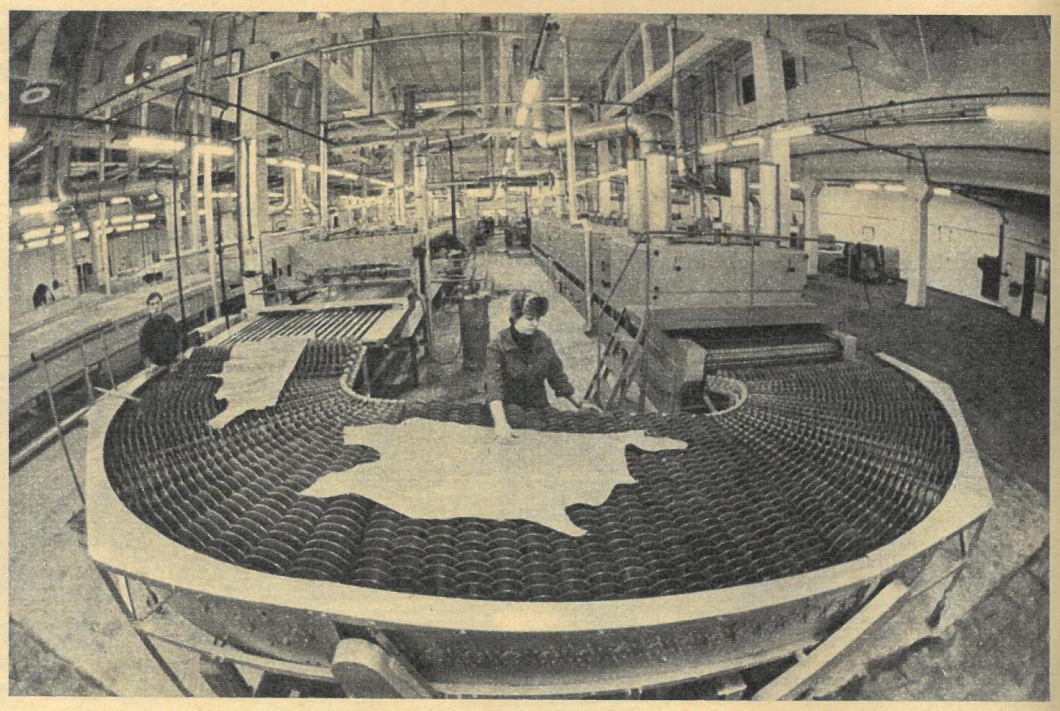
Ein neues Heilbad, speziell für Rheumakranke, wurde in der ostungarischen Stadt Debrecen eröffnet. Es liegt inmitten von Grünanlagen und verfügt über insgesamt 5000 Quadratmeter Wasserbecken.

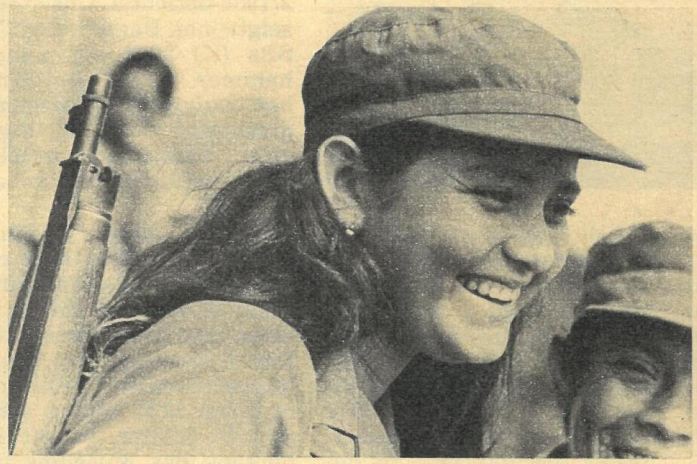
● Wörtlich

In dieser Bundesliga herrscht menschlich Eiseskälte. Kaum einer traut noch dem anderen. Jeder ist der Feind des anderen – jedenfalls im Konkurrenzkampf um eine gute Presse, um den Beifall der Fans, um Verträge, Prämien, Marktwert, Werbegelder, Vermarktung aller Art.
Norbert Nigbur, ehemaliger Fußball-Nationalspieler der BRD, heute VfB Hüls in Marl.

Lederautomat

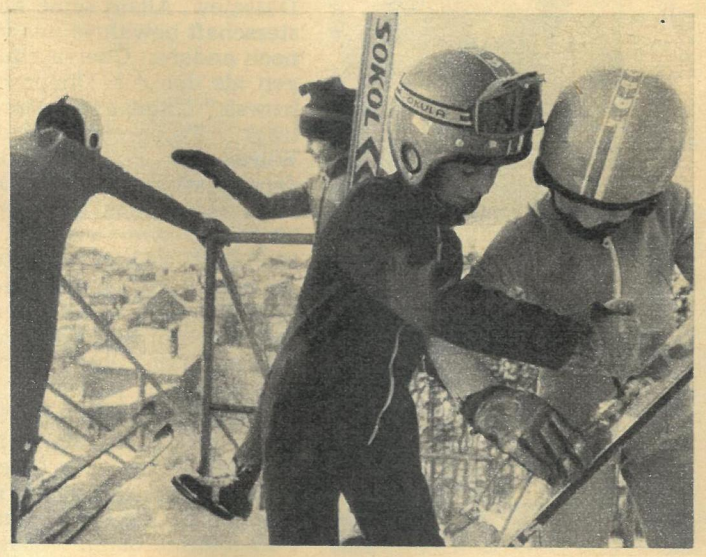
Ausgezeichnete Arbeits- und Lebensbedingungen bietet die neue Lederfabrik in Narva (Estnische SSR). Schmutz und Gestank sind aus der modernen Gerberei verbannt. Vollautomatisch verlaufen die chemischen Gerbprozesse. Chromalaun und -salze zaubern in den neuen Anlagen (Foto rechts) aus den Blößen, den rohen Lederhäuten, hochfeines Schuhleder. Zum Schluß der Prozedur erweist sich ein behutsames Streicheln über das frischgegerbte Leder als ein fachmännisches Gütesiegel. Doppelt soviel Schuhleder wie bisher alle Gerbereien Estlands zusammen, produziert seit Januar 1984 allein diese neue Fabrik.





Sandinomiliz

Tausende Mitglieder des Sandinistischen Jugendverbandes „19. Juli" waren dem vorjährigen Aufruf der Regierung Nikaraguas gefolgt, die Heimat vor den Anschlägen der aus Honduras eindringenden Konterrevolutionäre zu schützen. Wie Angelina Tremino, die junge Frau mit dem Gewehr, meldeten sich auch über 9000 Studenten zum freiwilligen Dienst in der Volksmiliz, die den Namen des Freiheitshelden Augusto Sandino trägt.



Sturmstopp

Nach Abschluß der letzten Aufforstungsarbeiten wird sich in der Volksrepublik China vom Nordwesten bis zum Nordosten des Landes ein 7000 Kilometer langes System aus Hecken und Waldstreifen erstrecken. So wie diese jungen Kommunisten in den Miaofeng-Bergen westlich von Peking (Foto oben) stellten sich in den letzten sechs Jahren Hunderttausende Chinesen den Unbilden der Natur entgegen und errichteten eine neue lange Mauer, die „grüne Mauer". Sie soll die Sandstürme stoppen.

Sprungschüler

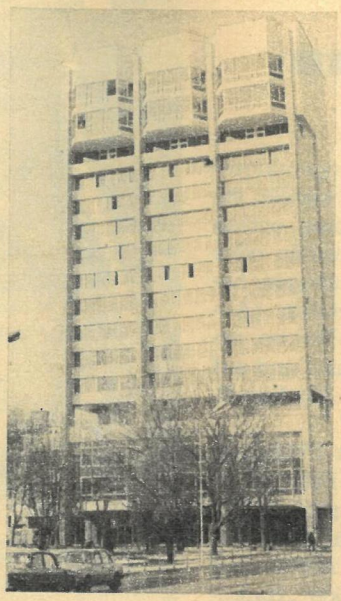
Ihrem großen Vorbild, dem Skiflugweltrekordler Pavel Ploc, eifern diese Schüler im westböhmischen Vimperk nach. Im tschechischen Landesteil unseres südlichen Nachbarn haben sich zwei Mittelschulen als Ski-Sportschulen spezialisiert. Auf diese verbesserte Nachwuchsarbeit führen Fachleute u. a. auch die bisher besten Olympiaresultate zurück, die die ČSSR in Sarajevo erzielte.

Patenprominenz

Wieder standen Ungarns muntere Fünflinge im Blickpunkt des öffentlichen Interesses. In Kiskunfélegyháza war jetzt offizielle Namensgebung, zu der auch die Paten angereist waren: Ungarns Kosmonauten und ihre Ehefrauen. Unser Foto zeigt Béla Magyari, das Kosmos-Double, mit Szilvia und Melinda auf dem Arm, daneben seine Frau mit Hajnalka, ganz rechts den Weltraumfahrer Bertalan Farkas, dem man Erika und Sándor anvertraut hatte.

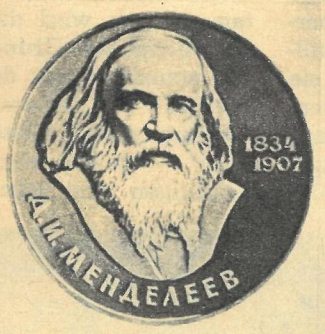
Heidenspaß

Kukeri heißt der alte heidnische Brauch, der heute noch in rund 50 Dörfern des bulgarischen Bezirkes Pernik gepflegt wird. Dieser Vorbote des Frühlings galt vor Jahrhunderten zugleich auch der Bitte um Schutz vor den Unbilden der Natur und um gute Ernten. Geblieben ist der Spaß am Fest und seiner Vorbereitung, bei der die unverheirateten Burschen mit viel Phantasie an ihren Riesenmasken, vorwiegend aus Vogelfedern oder Fell basteln.



Zweckbau

„Guckkästen" haben die Bauarbeiter von Stara Zagora (Bulgarien) dem nach ihnen benannten und für sie errichteten Haus als ein ideales Domizil für die Architekten der Bezirksstadt aufgesetzt. Das neue Gebäude beherbergt außer administrativen Einrichtungen den bulgarisch-sowjetischen Klub, ein Café, Konferenzsäle, Bibliothek, Disco und Ambulanz.



Fachsimpelei

Versorgt nicht nur Indien zuverlässig mit Stahlerzeugnissen, sondern exportiert auch in über 40 Länder – Bhilai, Stahlriese in Madhja Pradesch. Vor 25 Jahren mit sowjetischer Hilfe errichtet, erweist sich das Stahlkombinat als zuverlässige Stütze der staatlichen Industrie. Die Metallurgen Mirsaitow aus Orsk, Baibajew aus Taschkent und Bruslow aus Nowotroizk (v. l. n. r. mit Helm) helfen ihren indischen Kollegen bei der Montage der neuen Konverterstrecke.

Chemikerrubel

Das Porträt des berühmten russischen Chemikers Dmitri Mendelejew ist auf einer Münze im Wert von einem Rubel abgebildet, die jetzt von der sowjetischen Staatsbank in Umlauf gebracht wurde. Mit dieser Emission wird des 150. Geburtstages des Wissenschaftlers gedacht.

Kanutenwinter

Nicht zufällig gab es jetzt in Westungarn eine internationale Winterwanderung zu Wasser, die rund 300 Teilnehmer aus 6 Ländern zählte. Kanusport ist hier Volkssport. So kamen zu den Weltmeisterschaften im Kanu-Rennsport in Belgrad Tausende Gäste aus Budapest per Boot.

Unescoaktivist

Er gehört zu jenen zwei Lehrern, die vor kurzem durch die UNESCO mit Diplomen und Medaillen für ihre hervorragenden Leistungen bei der Beseitigung des Analphabetentums geehrt wurden. 45 Jahre widmete sich der vietnamesische Pädagoge Vuong Kiem Toac dieser Aufgabe. Der heute 81jährige vermittelt seine Erfahrungen in wertvollen Büchern weiter.

● Gelesen

Nachdem bei einer Friedenswoche in Erlangen ein Flugblatt verteilt worden war, das auch– als historisch gekennzeichnete – Texte von Bertha von Suttner enthielt, setzte sich in Bonn ein Botschaftsattaché und Luftwaffenoberst hinter die Schreibmaschine. Er brachte in einem Brief an Frau Suttner seine Betroffenheit über die Kritik der in Prag geborenen Schriftstellerin an der Hochrüstung in Mitteleuropa zum Ausdruck. Noch betroffener wird der US-Diplomat hoffentlich sein, wenn er erfährt, daß die gute Frau schon 1914 (im Alter von 71 Jahren) gestorben ist.
„Volksstimme" (Wien)

● Splitter

Auf Beschluß seiner Einwohner wurde der bulgarische Kurort Bankja zur Nichtraucherstadt erklärt.

Über 13 Millionen Schallplatten werden 1984 im tschechoslowakischen Lodenice produziert.

Im sozialistischen Kuba kommt auf 524 Einwohner ein Arzt.

Fast 100 000 Ungarn studieren zur Zeit an den Hochschuleinrichtungen des Landes.

Rund 51 Prozent der Bevölkerung der Mongolischen Volksrepublik sind Frauen.

Demographische Untersuchungen ergaben, daß die westlichen und nördlichen Gebiete Volkspolens die höchsten Geburtenzahlen aufzuweisen haben.

Die Zahl der sowjetischen Skifahrer wird auf etwa sechs Millionen geschätzt.

● Gewöhnlicher Kapitalismus

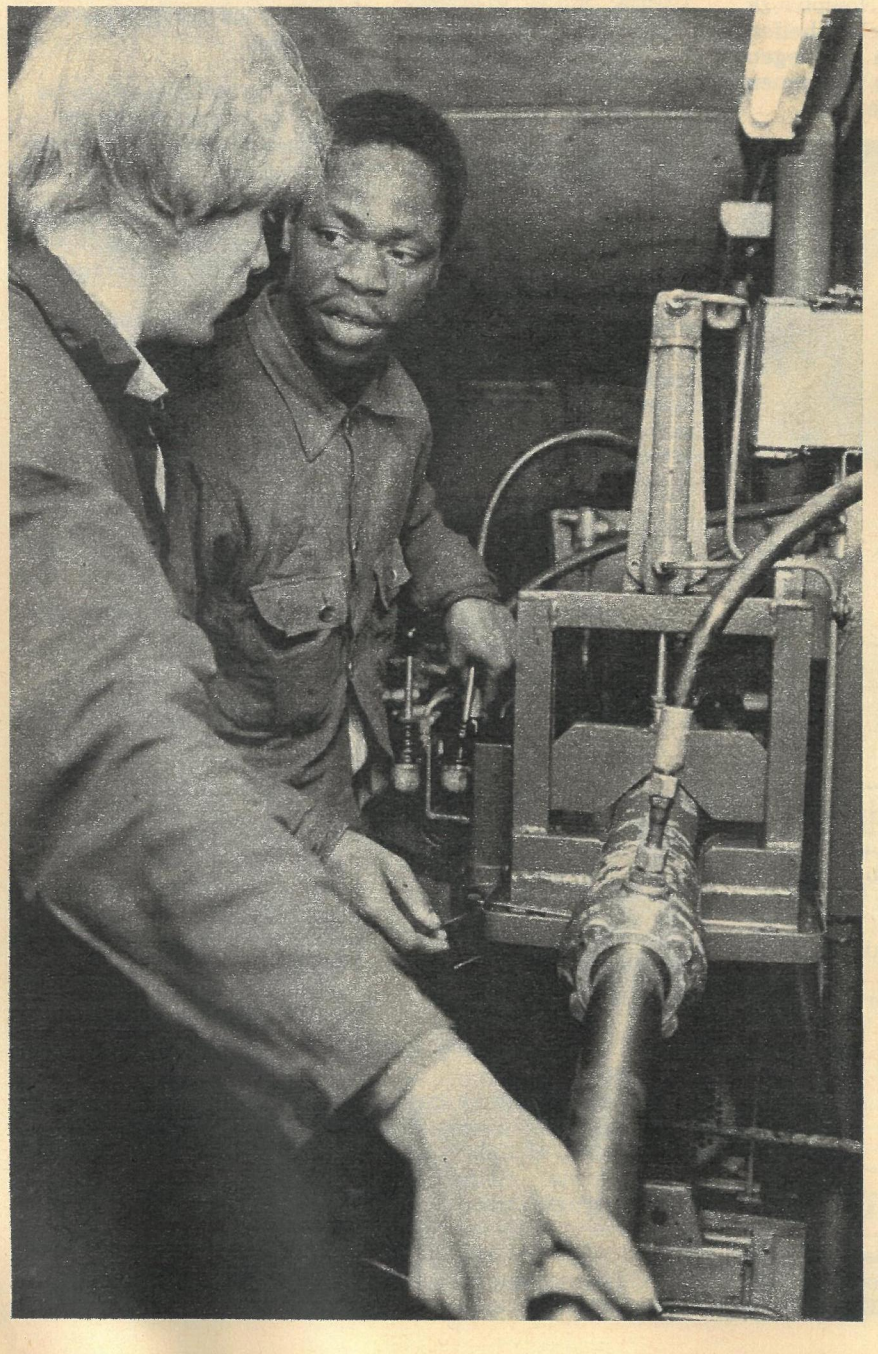
Unter den fünf Bergleuten, die auf der Gelsenkirchener Zeche Consolidation ums Leben kamen, waren auch vier türkische Kumpel, die Frauen und Kinder hinterlassen. Bereits wenige Tage später erklärte der Leiter des Gelsenkirchener Ausländeramtes, Jürgen Hitz, daß mit der Abschiebung der türkischen Familien der Opfer vorerst nicht zu rechnen sei. Erst nach etwa einem Jahr, wenn also genügend Zeit ins Land gegangen sei „und wir nicht mehr Pietät walten lassen müssen", würde jeder Fall gesondert geprüft werden.

Redaktion: V. Hempel, Fotos: TASS/ Kusnezow, Nadeshdin, Tschumitschew; ZB/BTA, ČTK, MTI (2), VNA, XINHUA, SOFIA-PRESS; Vignette: Detlev Schüler

Was ein Fischer werden will...

An ihrer heimatlichen Küste am Indischen Ozean, in den grünen Savannen und der bizarren Bergwelt Moçambiques, geht jetzt die feuchtheiße Zeit des fruchtbringenden Regens, von Monsun oder Passat über See hergetragen, zu Ende. Aber auch für sie, die neunzehn Jungen, die vom Land am Sambesi in die Stadt an der Warnow gekommen waren, gingen „heiße" Tage vorbei – Zeit der Prüfungen, überdies die abschließenden in beruflicher Theorie. Fischer wollen sie werden: Matrosen, Maschinisten, Fischverarbeiter zunächst. Doch wenn sie – eines Tages heimgekehrt – erstmals ihr eigenes Schiff, ein Fangschiff unter moçambiquischer Flagge, besteigen, werden sie zugleich auch schon den ersten Schritt zum späteren Kapitän oder Leitenden Ingenieur vollzogen haben – mit entsprechenden (Anfangs-) Patenten in der Tasche, erworben in Rostock an Land und auf Fischfängern der DDR-Hochseefischerei.

Gestern also war letzter Prüfungstag, morgen wird die Feier sein. Und doppelten Grund gibt es für die neunzehn aus dem Südosten Afrikas, mit einem nordischen Lieblingstrank – Rostocker „Hafenbräu" – darauf anzustoßen. Die Prüfungen sind glücklich bestanden. Auch Lerneifer, Wißbegier und Fleiß, die ihnen allen rundherum an der BBS „John Schehr" wie in den Lehrwerkstätten lobend nachgesagt werden, haben sich ausgezahlt. Die Zensuren, ausschließlich „Gut" und „Sehr gut", belegen es.



Training an Land – für Fangreisen auf See: Kartenkunde für künftige Nautiker (oben), Samuel in der Hydraulikwerkstatt (links).

„Es träumen natürlich auch bei uns viele Jungen davon, als Seemann oder als Fischer auf dem Meer zu fahren", erzählt uns Joaquim Tembe, 25 Jahre alt, zweites von acht Kindern eines Arbeiters und heutigen Meisters in einem Sägewerk von Maputo. „Aber noch ist nur wenigen das Glück vergönnt, daß sich ihr Traum schnell erfüllt – wie für uns. Nachdem ich die Schule abgeschlossen hatte, habe ich in der Verwaltung gearbeitet. Das war interessant. Aber meine Liebe gehört der Technik... Der Jugendverband (OJM) hat uns delegiert. Ein schönes Ziel, einmal Fischer zu sein! Und gerade Fischer braucht unser Land sehr. Das aktiviert jeden von uns, diszipliniert zu lernen. Ich spezialisiere mich für Kühl- und Kältetechnik", erfahren wir von Joaquim noch, und all das erzählte er uns fließend in unserer Muttersprache.

Vor zwei Jahren, im Spätwinter '82, waren die moçambiquischen Jungen in Schönefeld gelandet, wo übrigens regelmäßig unsere Fischer zum Besatzungsaustausch auch für die DDR-Fangschiffe, die im Seegebiet vor Maputo operieren, gen Süden starten. Bis 1976, ins erste Jahr nach dem Sieg der FRELIMO-

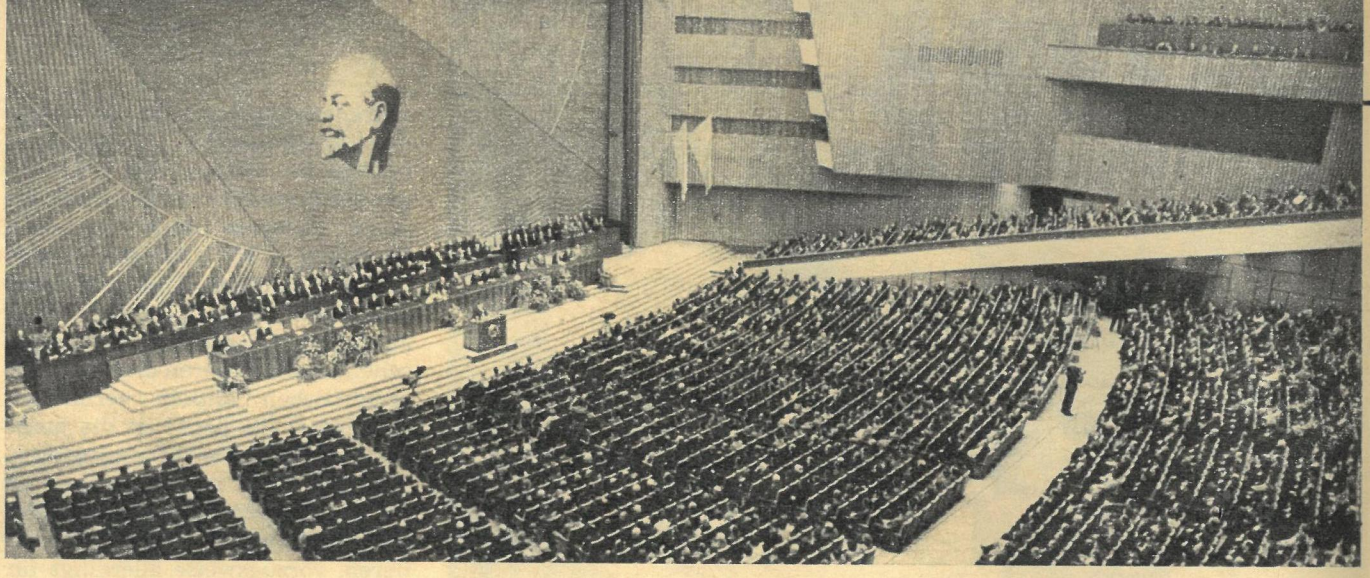
Befreiungsfront und der Gründung der Volksrepublik Moçambique, reichen die Anfänge der nutzbringenden Gemeinsamkeit zurück, die unter anderem daran mitwirkt, längs der 2795 Kilometer langen moçambiquischen Küste die nationale Fischerei zu entwickeln. Über Jahrhunderte hatten die portugiesischen Kolonialherren dies mit allen erdenklichen Mitteln verhindert. Die Folge: Bis heute ist die junge Volksrepublik darauf angewiesen, Jahr um Jahr große Mengen an Fisch für die Versorgung des Zwölf-Millionen-Volkes zu importieren, vorzugsweise allerdings für die Bevölkerung der Städte und die Verbraucher im küstennahen Hinterland. Der zügige Ausbau von Fangflotte, Transportnetz und Kühlkapazitäten wird das Angebot schrittweise ins Landesinnere hinein erweitern. Unschätzbare Hilfe leisten dabei in erster Linie die Fischer der UdSSR durch ihre Aktivität im gemeinsamen moçambiquisch-sowjetischen Fischereiunternehmen MOSOPESCA, gleichzeitig auch die Fischerei der DDR sowie Bulgariens, Rumäniens und Kubas, um die Meeresressourcen vor der Küste Moçambiques besser zu erschließen. Denn reich sind die Fanggründe – beliebt bei den eigenen Verbrauchern wie als Delikatesse begehrt in aller Welt: Garnelen, Langusten oder der Trepang. Und was für unseren Tisch Dorsch und Hering bedeuten, sind in Moçambique – als bevorzugte Speisefische – Garopa, der Großaugenbarsch, oder Carapau, die Schildmakrele.

Neunzehn Jungen – Fischer von morgen: Arbeiter auf dem Meer. Sie kommen aus verschiedenen Gegenden und Städten ihrer Heimat; einige von ihnen, wie Ernesto oder Americo, haben die See bereits erlebt: beim Garnelenfang auf Trawlern der UdSSR und der DDR im weiten Seegebiet zwischen Moçambique und Madagaskar. Die Stürme des Indischen Ozeans haben sie schon getauft, und nächstens wird Neptun auch den anderen „Seebeine“ wachsen lassen…

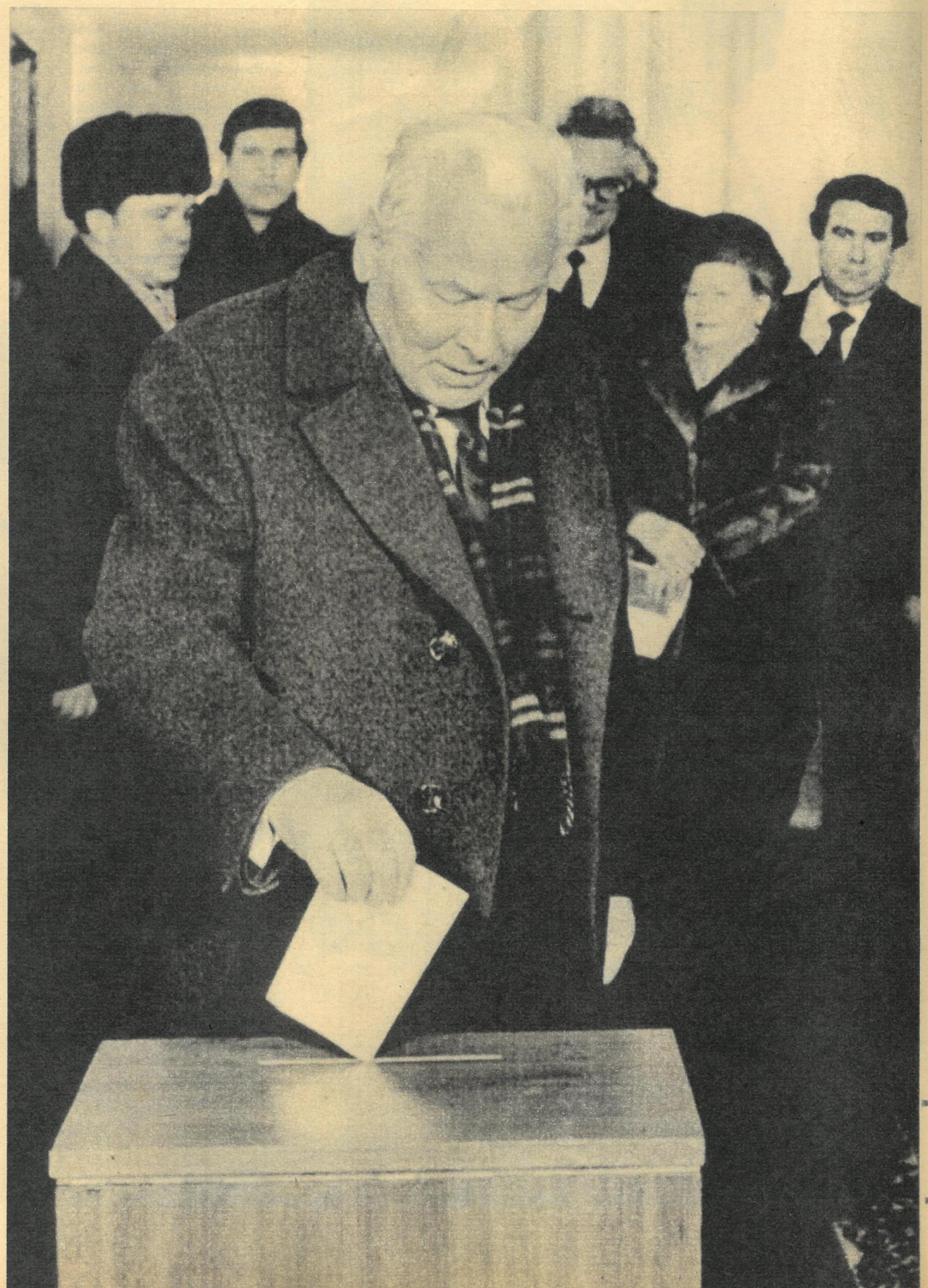
Helmuth Pelzer (Text)
Detlef Christel (Bild)

Praktisch gelernt – besser gekonnt: Vasco und Alberto beim Netzknüpfen (links); Luis, im Disput mit Kerstin, an der Konservenlinie (unten).

Am ersten Sonntag im März wählten mehr als 184 Millionen stimmberechtigte Sowjetbürger ihre Abgeordneten in den Obersten Sowjet. Für die beiden Kammern des höchsten Organs der Sowjetmacht – den Unions- und den Nationalitätensowjet – waren jeweils 750 Kandidaten nominiert worden. Über die Hälfte von ihnen sind Ar-



Der Oberste Sowjet ist das höchste Organ der staatlichen Macht der UdSSR.
Er besteht aus zwei gleichberechtigten Kammern – dem Unions- und dem Nationalitätensowjet. Ein Gesetz gilt als beschlossen, wenn es von beiden mit jeweils einfacher Stimmenmehrheit angenommen wurde.
In den Unionssowjet werden die Deputierten der gesamten Bevölkerung der UdSSR gewählt – ein Deputierter je 300 000 Einwohner.
In den Nationalitätensowjet werden die Deputierten nach Unionsrepubliken und autonomen Republiken, autonomen Gebieten und nationalen Kreisen gewählt: 32 Deputierte je Unionsrepublik, 11 Deputierte je autonome Republik, 5 Deputierte je autonomes Gebiet und ein Deputierter je nationaler Kreis. Die Vertretungsquote hängt von der Form des nationalen Staatswesens ab und ist nicht mit der Größe des Territoriums oder der Einwohnerzahl verbunden.
Beide Kammern des Obersten Sowjets werden gleichzeitig gewählt, behandeln auf ihren Tagungen die gleichen Fragen.
In die Zuständigkeit des Obersten Sowjets fallen unter anderem der Abschluß, die Ratifizierung und die Kündigung von Verträgen der UdSSR mit anderen Ländern, Fragen von Krieg und Frieden, die Kontrolle über die Einhaltung der Verfassung der UdSSR.
Die Verfassung erlegt dem Obersten Sowjet die Bildung der höchsten Organe der Staatsmacht auf. Er wählt u. a. sein Präsidium, das de facto ein kollektiver Repräsentant der UdSSR ist, er bildet die Regierung der Sowjetunion, den Ministerrat, wählt das Oberste Gericht.



beiter und Bauern. Jeder fünfte ist jünger als 30 Jahre. Im Kuibyschew-Rayon der sowjetischen Hauptstadt wurde Konstantin Tschernenko, Generalsekretär des ZK der KPdSU, als Deputierter gewählt. Am Vorabend hatte er im Kongreßpalast des Kreml (links) vor 6000 Wählern eine weltweit beachtete Rede gehalten.

Mit dem Mandat von Millionen

Wahlatmosphäre überall im weiten Sowjetland: Im Wahllokal Nr. 10. des Moskauer Arbeiterstadtbezirkes Krasnaja Presnja gab der Generalsekretär des ZK der KPdSU, Konstantin Tschernenko, seine Stimme ab (links). – Auf einer Bohrinsel in der Nähe von Baku wählten Erdölarbeiter ihre Deputierten (oben). – In der usbekischen Fergana-Region machte der Viehzüchter K. Shakirow von seinem Wahlrecht Gebrauch (rechts oben). – Hubschrauber waren im Einsatz, um Wahlurnen in entlegene Orte zu bringen. Auch zu den Nomaden ins Tienschan-Gebirge (rechts).

Mit dem Mandat von Millionen

„Einer der wichtigsten und dringendsten Aufträge der sowjetischen Wähler war, ist und bleibt es, den Frieden wie einen Augapfel zu hüten und die Sicherheit unserer Heimat zu gewährleisten. Ich kann erklären, daß die Partei und der sowjetische Staat unablässig diesen Auftrag verfolgt haben. Sie taten dies unter nicht leichten Bedingungen.

Sie wissen, daß die vergangenen Jahre durch eine enorme Aktivierung der Politik der aggressivsten Kräfte des amerikanischen Imperialismus – einer Politik des offenen Militarismus, der Ansprüche auf Weltherrschaft, des Widerstands gegen den Fortschritt sowie der Verletzung der Rechte und der Freiheit der Völker – gekennzeichnet waren. Dafür hat die Welt nicht wenige Beispiele für die praktische Anwendung dieser Politik erlebt. Da sind die Invasion in Libanon und die Okkupation Grenadas, der unerklärte Krieg gegen Nikaragua, die Drohungen gegen Syrien und schließlich die Umwandlung Westeuropas in eine Startrampe für Raketenkernwaffen der USA, die auf die UdSSR und ihre Verbündeten gerichtet sind.

Das alles zwingt uns, der Stärkung der Verteidigung des Landes die ernsteste Aufmerksamkeit zu schenken. Die sowjetischen Menschen wollen keine Forcierung der

GEWÄHLT: Turssunbjubju Nurmanbetowa, eine vorbildliche Textilarbeiterin aus dem Kirgisischen Kammgarn-Tuchkombinat in Frunse. In zwanzigjähriger Betriebszugehörigkeit wurde sie in der Spinnerei zu einer Meisterin ihres Faches. Unser Foto zeigt sie mit ihrem Töchterchen Sarina.

GEWÄHLT: Nikolai Bassow (1. von links), Direktor des Lebedjew-Institutes der Akademie der Wissenschaften der UdSSR in Moskau, Träger des Lenin- und des Nobelpreises. Letzteren erhielt er gemeinsam mit A. M. Prochorow und Ch. Towns (USA) für fundamentale Forschungen auf dem Gebiet der Quantenelektronik, die zur Entwicklung von Maser und Laser führten.

GEWÄHLT: Nikolai Tawrat, ein Tschuktsche, der einst Rentierzüchter war, leitet seit mehr als zwei Jahrzehnten den Sowjet der Volksdeputierten im Rayon Nishnekolymski in der Jakutischen ASSR. An manchem Tag legt der Deputierte der Nordländer (im Foto rechts) viele Hunderte von Kilometern im Auftrage seiner Wähler zurück.

GEWÄHLT: Nikolai Sawtschenko, ein bekannter Urologe in Minsk, Staatspreisträger der UdSSR, ist Minister für Gesundheitswesen der Belorussischen SSR. Unter schwierigsten Bedingungen durchgeführte Nierentransplantationen brachten ihm auch einen guten internationalen Ruf. Vorlesungen an der Medizinischen Hochschule, Operationen und Regierungsarbeit bestimmen seinen Tag.

Rüstungen, sondern ihre Reduzierung auf beiden Seiten. Doch wir sind verpflichtet, für eine ausreichende Sicherheit unseres Landes, seiner Freunde und Verbündeten zu sorgen. Das geschieht auch. Es sollen ruhig alle wisen, daß es militärischen Abenteurern nicht gelingen wird, uns unvorbereitet zu überraschen. Kein potentieller Aggressor kann darauf hoffen, einem vernichtenden Gegenschlag zu entgehen. Gleichzeitig verpflichtet uns gerade die Kompliziertheit der Lage, die Anstrengungen zur Verwirklichung der Politik des Friedens und der internationalen Zusammenarbeit zu verdoppeln, ja zu verdreifachen.

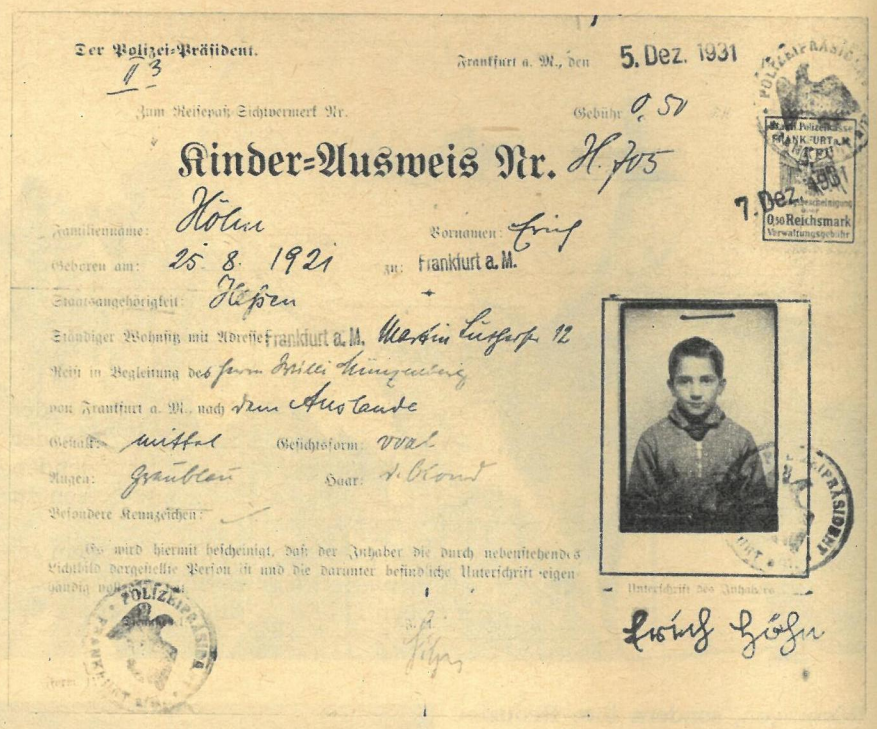
Es läßt sich schwerlich ein für die Festigung des Friedens wichtiges Problem nennen, zu dem die Sowjetunion und die anderen sozialistischen Länder in den letzten Jahren nicht konkrete, realistische Vorschläge unterbreitet hätten. Die Initiativen unserer Länder finden immer breitere Unterstützung anderer Staaten. Das hat auch die jüngste Tagung der UNO-Vollversammlung überzeugend bestätigt.

Imperialistische Politiker sind in jeder Weise bemüht, den internationalen Einfluß der sozialistischen Länder zu begrenzen. Sie versuchen, deren Geschlossenheit zu schwächen und die Grundlagen der sozialistischen Gesellschaftsordnung dort zu untergraben, wo man, wie sie glauben, mit einem Erfolg rechnen könnte. Unter diesen Bedingungen ist es besonders wichtig, die Solidarität der sozialistischen Bruderländer zu wahren und zu stärken. Die führenden Repräsentanten der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages haben das bei ihrem jüngsten Treffen in Moskau erneut einmütig bekräftigt."

Konstantin Tschernenko
in seiner Wahlrede
vom 2. März 1984

Fotos: V. Billeb, S. Kifrin, TASS/Pebritschuk, O. Kusmin, W. Schuba, ADN-ZB (4)

Im Mai '83 feierte eine in der Welt wohl einzigartige Einrichtung ihren 50. Geburtstag: das Internationale Kinderheim „Jelena Stassowa" in der russischen Stadt Iwanowo. FREIE WELT war für Sie unter den Gästen (Das Haus der Sonne; Heft 11/83) und erlebte bei dieser freudigen Gelegenheit manch ergreifendes Wiedersehen einstiger Emigranten, die hier ihren Weg ins Leben begannen. Einer von ihnen: Erich Höhn aus Schwerin. FREIE WELT besuchte ihn in diesen Tagen im 35. Jahr unserer Republik.



Der Polizei-Präsident. Frankfurt a. M., den 5. Dez. 1931

Zum Reisepaß Sichtvermerk Nr. Gebühr 0,50

Kinder-Ausweis Nr. H. 705

Familienname: Höhn Vornamen: Erich

Geboren am: 25. 8. 1921 zu: Frankfurt a. M.

Staatsangehörigkeit: Hessen

Ständiger Wohnsitz mit Adresse: Frankfurt a. M. Martin Luther-Str. 12

Reist in Begleitung des Herrn Willi Münzenberg

von Frankfurt a. M. nach dem Auslande

Gestalt: mittel Gesichtsform: oval

Augen: graublau Haar: dkblond

Besondere Kennzeichen:

Es wird hiermit bescheinigt, daß der Inhaber die durch nebenstehendes Lichtbild dargestellte Person ist und die darunter befindliche Unterschrift eigenhändig vollzogen hat.

Unterschrift des Inhabers: Erich Höhn

POLIZEI-PRÄSIDIUM FRANKFURT A. M.

7. Dez. 1931 0,50 Reichsmark Verwaltungsgebühr

Natascha, die Jüngste, ist Friseuse im „Salon Brigitte", Jelena, die Mittlere, Datenfacharbeiterin in einem Rechenzentrum, und Valeri, der Älteste, gelernter Schiffbauschlosser, arbeitet als Brigadier im Plastmaschinenwerk der Bezirksstadt. Russische Vornamen für drei junge DDR-Bürger. Fragte man die Geschwister nach der Ursache dafür, würden sie von ihren Eltern erzählen. Unser Vater, würden sie sagen, kam in Frankfurt am Main zur Welt, unsere Mutter stammt aus einem kleinen russischen Dorf.

Bleiben wir zunächst in der Metropole am Main. Hier verbrachte Erich Höhn das erste Jahrzehnt seines Lebens. Er weiß noch, daß es da einen breitschultrigen, untersetzten Mann gab, der, wenn er Frankfurt besuchte, bei ihnen übernachtete; einen Mann, den die Eltern nur Teddy nannten: Ernst Thälmann.

Und an noch etwas erinnert er sich: Er war viel allein, viel zu oft, mußte auf so manchen Gute-Nacht-Kuß verzichten, wurde früher selbständig als manches andere Kind. Die Eltern hatten wenig Zeit für ihn. Mutter fuhr in die Dörfer, um das vom Thälmannschen ZK der KPD beschlossene Bauernhilfsprogramm zu erläutern. Vater – arbeitslos seit Jahren, acht Mark Stempelgeld die Woche – setzte sich redlich ein für den Roten Frontkämpferbund, die Wehrorganisation der KPD, dessen Leiter er in Frankfurt war. Für Erich, so dachten die Eltern, wäre es sicher das beste, wenn er in Geborgenheit dort aufwüchse, wo das Glück ihrer Klasse bereits Gestalt anzunehmen begann...

Es war bitterkalt an jenem Dezemberabend 1931, da die Mutter auf dem Hauptbahnhof von ihm Abschied nahm. Am D-Zug nach Berlin. Wann würden sie sich wiedersehen? Abschiedsstunden sind Stunden voll Trauer und Tränen. Die Mutter wehrte sich nicht dagegen. Erich schluckte, biß die Zähne zusammen, wollte ein Mann sein, schließlich war er schon zehn...

Tage später saß er abermals im Zug. Diesmal nicht allein. Auf seinem Kinderausweis Nr. H 705 war der Name seines Begleiters vermerkt: Willi Münzenberg. Nicht vermerkt war dessen Funktion: Generalsekretär der Exekutive der IAH (Internationale Arbeiterhilfe). Erich Höhn, der Arbeiterjunge aus Hessen, reiste lange, bis er am Ziel war: im Dorfe Waskino, südlich von Moskau.

Hier hatte ein ehemaliges Adelsnest mit Park und Teich und kleinem Bach und lustig klappernder Wassermühle eine bessere Bestimmung gefunden, war Internationales Kinderheim geworden, wurde bewohnt von Kindern aus 21 Ländern. Erich Höhns neue Spielgefährten kamen aus Polen und der Türkei, aus Bulgarien und Korea, aus Jugoslawien und Ungarn. Wie konnte man sich da verständigen, wie sollte man da miteinander reden? Natürlich russisch. Aber russisch konnte er nicht. Doch einer war da, der ihn vom ersten Tag an verstand, ein Altersgefährte, noch dazu Hesse wie er. Ein großes Glück für ihn, daß es Heinz Schmidt gab. „Höhn heißt du", hatte der gefragt. „Höhn hieß auch der, der mich hierhergebracht hat, damals, vor zwei Jahren." Wie sah er denn aus, dieser Höhn, wollte Erich wissen. Heinz Schmidt beschrieb ihn, so gut er konnte. „Das war mein Vater", sagte sein neuer Freund ziemlich fassungslos. Erich und Heinz waren von Stund' an unzertrennlich, eine Freundschaft begann, die allen Stürmen trotzte, nicht alterte unterm Wind der Jahre, die noch heute hält. Von Heinz lernte er damals die ersten Worte russisch, Heinz war sein erster kleiner Dolmetscher. Nach einem Jahr war ihm die fremde Sprache vertraut. Ohne sprachliche Schwierigkeiten indes verlief auch hier das bei den Jungen beliebteste Spiel, zu dem man nicht mehr brauchte als Lust, flinke Beine und ein rundes Leder. Fußball war auch in Waskino ein Volltreffer...

Im Mai 1933 stand in Erich Höhns neuer Welt ein großer Umzug bevor. Für 50 Kinder und ihre Betreuer. Und natürlich mußten auch die zwei Pferde des Heimes mit, zwei willige, sanftmütige Arbeitsgäule. Zunächst gings mit hochbeladenen Pferdekutschen 15 Kilometer weit bis zur nächsten Bahnstation. Dort stand ein Sonderzug bereit. Und da es ein Sonderzug war, der außerhalb des Fahrplans fuhr, gab's manch überraschenden Halt. Und also manch Gaudi für die Kinder. Abenteuer am Schienenstrang. Neue Eindrücke die Fülle.

Dann waren sie endlich am neuen Wohnort, in Iwanowo, einer Textilarbeiterstadt mit großen revolutionären Traditionen, einer Stadt, die ihre Bewohner das rote Manchester nannten. Hier war mit Hilfe von Solidaritätsspenden aus dem ganzen Sowjetland das Internationale Kinderheim „Jelena Stassowa" entstanden. Erich Höhn und seine Gefährten (Foto oben) nahmen es als erste in Besitz.

Erichs Vater, nach der Machtergreifung der deutschen Faschisten nach Frankreich emigriert, war 1935 auf Beschluß der Partei in die Sowjetunion gekommen. Und in Iwanowo sah er seinen Jüngsten wieder. Im Bett: Erich hatte schwere Grippe. Ein Jahr später fuhr er nach Moskau, um den Vater zu besuchen, ohne zu ahnen, daß er ihn da zum letzten Male sah. Der standhafte Kommunist Wilhelm Höhn starb 1938. Um diese Zeit saß

ERICH HÖHN und die Seinen

Erichs Mutter wegen ihres aktiven antifaschistischen Kampfes in einem deutschen Zuchthaus. Und Erichs um sechs Jahre älterer Bruder Willi kämpfte als Kommissar der Interbrigaden unter heißem spanischem Himmel…

Erich Höhn indes wuchs in Iwanowo in Geborgenheit auf, umsorgt von Menschen, für die Solidarität und Internationalismus bestimmende Faktoren pädagogischen Handelns waren, Erziehern, die auch ihren Makarenko gut gelesen und verstanden hatten. (Eine der schlimmsten Strafen war, von der jeden Sonnabend stattfindenden Kinovorstellung ausgeschlossen zu sein.)

Sechzehn war er, als er aus dem Jelena-Stassowa-Heim in dieses Leben entlassen wurde. Er bezog die Arbeiter-und-Bauern-Fakultät, saß dort zusammen mit vielen, die älter waren als er und die direkt von der Werkbank kamen. Nach erfolgreichem Abschluß mußte er mit Millionen jenen schlimmen Tag erleben, da das große Land für einen Herzschlag lang den Atem anhielt, da eingetreten war, was viele befürchtet hatten: Hitlerdeutschlands feldgraue Kolonnen nahmen freie Sowjeterde unter ihren Tritt, trugen Trauer und Tod in unzählige Familien, weckten den Widerstand eines ganzen Volkes.

Erich Höhn wurde Lehrerstudent, Fachrichtung Körperkultur und Sport, genau richtig für einen, der seit Kindertagen so gern Fußball spielte. Wenige Tage nach seinem 21. Geburtstag ging er mit sehr gemischten Gefühlen zu seiner ersten Arbeitsstelle: einer Fachschule für Textilindustrie. Seine Schüler waren ausnahmslos Schülerinnen (die Männer waren an der Front), zum Teil um Jahre älter als er. Erich Höhn hatte keinen leichten Stand. Und auch seine Gefühlswelt war mancherlei Anfechtungen ausgesetzt. Er blieb nur ein Schul-Jahr, dann kehrte er – als Sportlehrer – in „sein" Kinderheim zurück, war wieder zu Hause. Hier erlebte er dann den Tag, den Millionen herbeigesehnt hatten, den Tag des Sieges. Da mischten sich Jubel und Tränen, unsagbare Freude und die Sorge zugleich: Hatten die Mutter und sein Bruder Faschismus und Krieg überlebt?

Viel später erst sollte er Antwort erhalten: Noch bevor die Siegesböller über Moskau dröhnten, hatten Soldaten der Roten Armee die Mutter aus dem Zuchthaus Waldheim in Sachsen befreit. Sein Bruder, der nach dem Spanienkrieg in Frankreich interniert und später an Nazideutschland ausgeliefert worden war, erlebte den Tag der Freiheit im Zuchthaus Kassel.

Erich Höhns Lehrerleben verlief im geschäftigen Iwanowo der Nachkriegsjahre, den Umständen entsprechend, in gewohnten Bahnen. Ungewöhnliches gab es für ihn erst 1950. Da änderte er entschlossen seinen Familienstand, da wurde aus dem inzwischen neunundzwanzigjährigen Junggesellen – endlich – ein Ehemann. Er heiratete Galina Russowa, seine Flurnachbarin; ein hübsches Mädchen, das als Verkehrsingenieur bei der Staatsbahn arbeitete. Dann zogen beide aufs Land – nach Wossjesenje, Galinas Geburtsort. Erich Höhn wurde Dorfschullehrer…

1959 übersiedelten die Höhns – inzwischen eine vierköpfige Familie, denn Valeri und Jelena waren schon auf der Welt – in unsere Republik. Hinter Vater Erich lagen 28 Lebensjahre im Sowjetland. Und also war für ihn, als er mit den Seinen nach Schwerin kam, klar: Er würde als Russischlehrer arbeiten. Er erinnert sich gut an seine erste Arbeitsstelle in der neuen Heimat: die Berufsschule des sozialistischen Handels (sie trägt heute den Namen Salvador Allende). Erich Höhn sprach deutsch mit hartem Akzent, und wenn ihm – bei allem Bemühen um Beherrschung – doch mal der Kragen platzte, fluchte er russisch. „Und Heiterkeit war in der Klasse", sagt er lakonisch. „Schließlich wußten ja alle, wo ich herkam. Der Direktor hatte mich doch vorgestellt." Dann kamen Lehrerjahre in der Barackenschule auf der Hagenower Straße, viele Aufbaustunden, manch kurzes Wochenende, bis umgezogen werden konnte in einen schmucken Neubau auf den Großen Dreesch, jüngstes Neubaugebiet der Bezirksstadt. Und als die neue Schule, an der er nun unterrichtete, den Namen Hans Beimler bekam, war sein Bruder, der Spanienkämpfer Willi Höhn, als Ehrengast dabei.

Erich Höhn gings bei seiner Arbeit stets um mehr als Vokabeln und Grammatik. Ihm ging's darum, seinen Schülern die Freundschaft zum Sowjetland zur eigenen Herzenssache zu machen. Wenn er über die Sowjetunion sprach, erzählte er letztlich von Erfahrungen seines eigenen Lebens. Nein, er hat nicht gezählt, für wie viele seiner Schüler die russische Sprache zur Grundlage der eigenen Arbeit wurde, wie viele heute Dolmetscher oder Russischlehrer sind. Aber als er unlängst einen seiner Ehemaligen traf, der jetzt in Moskau studiert, da hat er sich gefreut, der Erich Höhn, der von sich sagt, daß er nur seine Pflicht getan habe, dort, wohin ihn die Partei stellte. Ob als Parteisekretär seiner Schule, ob als Propagandist im Parteilehrjahr, ob beim Organisieren von Russisch-Olympiaden, ob als Verbindungsmann zwischen der LPG Pampow und dem sowjetischen „Regiment nebenan". Ja, er hat seine Pflicht erfüllt, der Kommunist Erich Höhn, der mehr als 33 Jahre Lehrer war, bis eine tückische Krankheit ihn zum Invalidenrentner machte. Und Galina, die Mütterliche, die exzellente Piroggenbäckerin, seit Jahrzehnten an seiner Seite? Sie hilft, wo Not am Mann ist: als Dolmetscherin und bisweilen fürs Reisebüro Rostock als Reiseleiterin. Mit sowjetischen Touristen, mit Landsleuten, hat sie bei Fahrten durch ihre zweite Heimat schon manch gute Stunde verbracht. Natascha, Jelena und Valeri haben allen Grund, auf ihr deutsch-sowjetisches Elternhaus stolz zu sein.

Horst Goldschmidt

Fotos: Erich Höhn privat (2), Ernst Höhne

WAS 2108

LADA mit Frontantrieb

Noch sind es erste Bilder und einzelne Informationen, die dem neuen PKW-Modell aus Togliatti vorauseilen. Doch schon jetzt bewegt der sowjetische Frontantriebswagen so manches Gemüt, und das nicht nur im eigenen Lande.

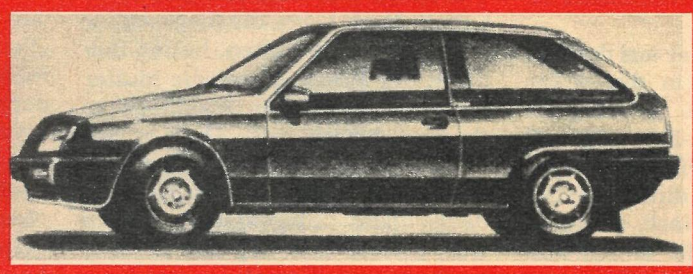
Dieses Interesse hat seine Gründe. Der neue LADA mit der Typenbezeichnung WAS 2108 entspricht genau jener Konzeption, die weltweit als aktuellste gilt. Als erste Frage stellt sich die nach dem Serienbeginn. Nach neuesten Meldungen in der sowjetischen Fachpresse werden noch in diesem Jahr 4000 Fahrzeuge produziert, also eine Vorserie. 1985 beginnt die Großserie, projektierte Jahresstückzahl: 230 000.

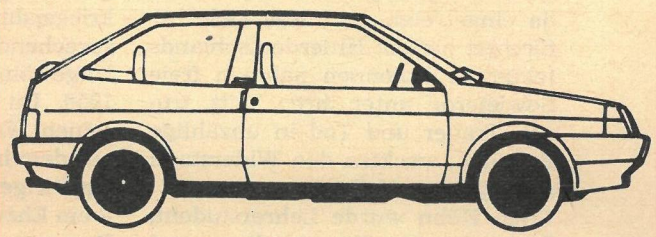
Von den technischen Einzelheiten sind nun die hauptsächlichsten bekannt. Der Motor ist quer im Bug eingebaut, hat vier Zylinder und eine obenliegende Nockenweile mit Zahnriemenantrieb. Drei Hubraumvarianten (1200, 1300 und 1500 cm^3) mit entsprechender Leistungsstaffelung (41,48 und 55 kW = 55, 65 und 75 PS) sind vorgesehen. Elektronische Zündung, Fünfganggetriebe, Radialreifen und nicht zuletzt „windschlüpfrige" Karosserie minimieren den Kraftstoffverbrauch. Bei konstant 100 km/h soll dieser LADA nicht mehr als 6 l/100 km verbrauchen!

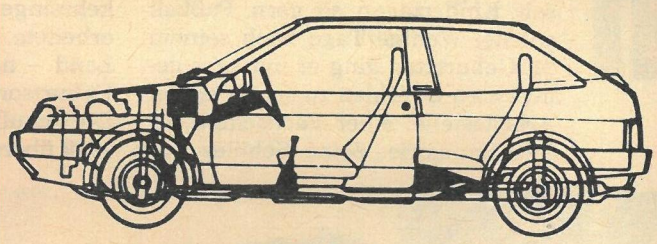
Die neue Karosserie ist nicht nur niedriger, sondern auch kürzer (15 cm) und leichter als die bisherige. Der 2108 wird rund 55 kg weniger auf die Straße bringen als sein Vorgänger (21011). Der Plasteinsatz stieg von 39 auf 80 kg. Dem Korrosionsschutz dient Zinkro-Metall, ein neu entwickelter Karosseriebaustahl. Das Fahrwerk hat Einzelradaufhängung und Schraubenfedern. Vorn werden McPherson-Federbeine verwendet. Die Zweikreisbremse arbeitet vorn mit Scheiben-, hinten mit Trommelbremsen und hat Unterdruck-Servo.

Neu ist auch die Fertigungstechnik: So werden u. a. 22 Industrie-Roboter von Kawasaki (Japan) in den weiter automatisierten Produktionsprozeß integriert. Um die Serieneinführung des neuen LADA zu beschleunigen, wurden international renommierte Firmen einbezogen. So berichtet die sowjetische Fachzeitschrift „Sa ruljom" darüber, daß der Ingenieurbetrieb von Porsche (BRD) an der Erprobung beteiligt war.

Wie sieht nun die künftige Modellpalette im WAS-Automobilwerk aus: Ein Montageband ist für den neuen LADA (WAS 2108) vorgesehen, auf einem weiteren läuft die modernisierte Baureihe LADA 1300 S und 1500 S (2105 und 2107), und das dritte Band bleibt dem bisherigen LADA 1500/1600 (2103/2106) vorbehalten. Der NIWA (2121) hat seine eigene Fertigungsstraße. Später dürfte sich der Frontantriebs-Anteil wohl auf weitere Montagebänder ausdehnen. *Knut Böttcher*







Phantom-Skizzen des WAS 2108 (nach „Sa ruljom")

Fotos: APN/A. Solomonow, S. H. Karbaum, S. Steinach; Zeichnungen: Jochen Arfert, Knut Böttcher; Redaktion: Norbert Kaiser

Alarmierend

Berlin (ADN). In den ersten Tagen des neuen Jahres kamen in der DDR 39 Menschen bei Verkehrsunfällen ums Leben. 592 wurden verletzt. Häufigste Unfallursache war das nicht genügende Beachten wechselnder Fahrbahnverhältnisse. Es wurde teilweise zu schnell gefahren und zu riskant überholt ...

Unfallbilanz 1983

Daß eine steigende Verkehrsdichte keinesfalls höhere Unfallzahlen nach sich ziehen muß, hat die sinkende Tendenz des Unfallgeschehens der Jahre 1976 bis einschließlich 1982 bewiesen. Die Bilanz des vergangenen Jahres zeigte jedoch wieder einen Anstieg. Dies wird durch folgende Fakten charakterisiert:

– Es ereigneten sich 49 215 Verkehrsunfälle, bei denen 1587 Personen getötet und 41 054 verletzt wurden.

– Im Durchschnitt kommt es auf den Straßen der DDR alle 11 Minuten zu einem Verkehrsunfall, und alle 6 Stunden ist ein Toter zu beklagen.

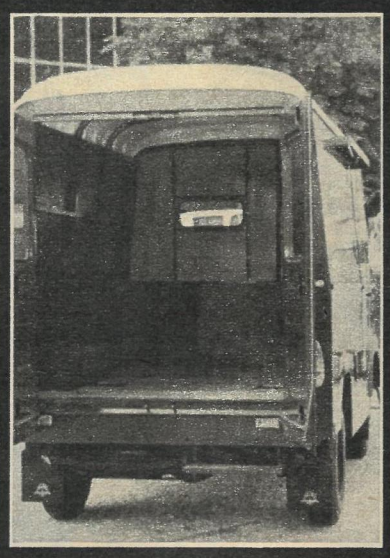
– Während im Bereich der Volkswirtschaft 3,7 Prozent weniger Unfälle als 1982 verursacht wurden, stiegen sie im individuellen Bereich um 1,9 Prozent.

Die Ursachen dieser negativen Entwicklung 1983 sind keinesfalls objektiver Natur, sondern beruhen in erster Linie auf menschlichem Fehlverhalten im Straßenverkehr. Rund ein Viertel aller Unfälle ist auf zu schnelles Fahren zurückzuführen, die Fahrbahn-, Sicht- und Witterungsverhältnisse werden nur ungenügend beachtet, bei jedem 5. Unfall spielte Mißachtung oder Unkenntnis der Vorfahrtregeln die entscheidende Rolle, und jeder 10. Unfall ist auf das Fahren unter Alkoholeinfluß zurückzuführen.

Jeder Fehler, jede Unachtsamkeit und jegliches rücksichtsloses Verhalten schafft unter den heutigen Verkehrsbedingungen Gefahren bis hin zu den verhängnisvollen Folgen eines Verkehrsunfalles. Das sollte jeder Verkehrsteilnehmer täglich bedenken.

Transporter aus der ČSSR

Leichte Nutzkraftwagen der Kategorie „Transporter" gewinnen im Wirtschaftsleben allenthalben mehr an Bedeutung. Besonders ökonomisch erweist sich der zum Typ A 21 F weiterentwickelte tschechoslowakische 1,7-Tonner von Avia. Abweichend vom herkömmlichen Transporter, beruht er auf einem modifizierten LKW-Fahrgestell – noch dazu ausgerüstet mit Dieselmotor. Ebenso robust im Einsatz wie wirtschaftlich im Kraftstoffverbrauch, sorgen hohe Bodenfreiheit, Hinterradantrieb, gleiche Spurweite vorn und hinten für gute Fahreigenschaften auch unter weniger günstigen Straßenverhältnissen.



Der Hochdachaufbau mit transparenter Dachschale bietet – bei nur 5 m Fahrzeug-Gesamtlänge – 5,7 m^2 Ladefläche bzw. rund 10 m^3 Laderaum – zugänglich durch die zweiflügelige Hecktür und eine seitliche Schiebetür. Der Avia-Dieselmotor, ein Direkteinspritzer Typ 712.13 (Hubvolumen 3596 cm^3; Leistung 53 kW = 72 PS) verleiht dem leer 2380 kg und voll ausgelastet 4200 kg schweren Transporter eine Höchstgeschwindigkeit von 80 km/h. Dabei werden auf 100 km im Schnitt nur 11,5 l Dieselkraftstoff verbraucht. Zu den Hauptabnehmern der Avia-Wagen gehört die UdSSR. *SHK*

Traktoren im Test

Rund 100 Kilometer von Moskau entfernt, abseits von Wohnstätten, befindet sich die Versuchsstation des Forschungsinstituts für Traktoren. Rund um die Uhr werden dort Neuentwicklungen auf Funktionstüchtigkeit, Betriebsdauer und Sicherheit getestet.

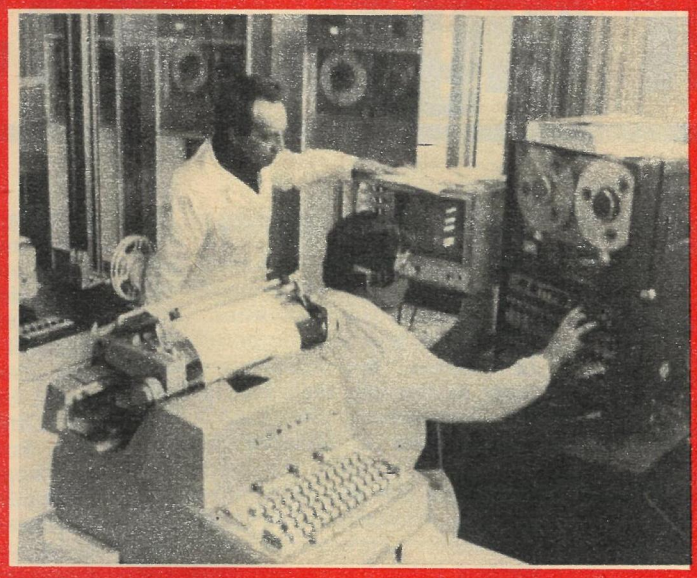
„Nach unseren Berechnungen", erläutert Boris Wolkow, Direktor der Station, „sind zum Beispiel Radtraktoren durchschnittlich 6000 Stunden bis zur Generalreparatur in Betrieb. Auf dem Feld sind das viele Jahre Einsatz. Wir erproben die neue Technik mit Zeitraffer-Methoden, um schneller zu Erkenntnissen zu kommen."

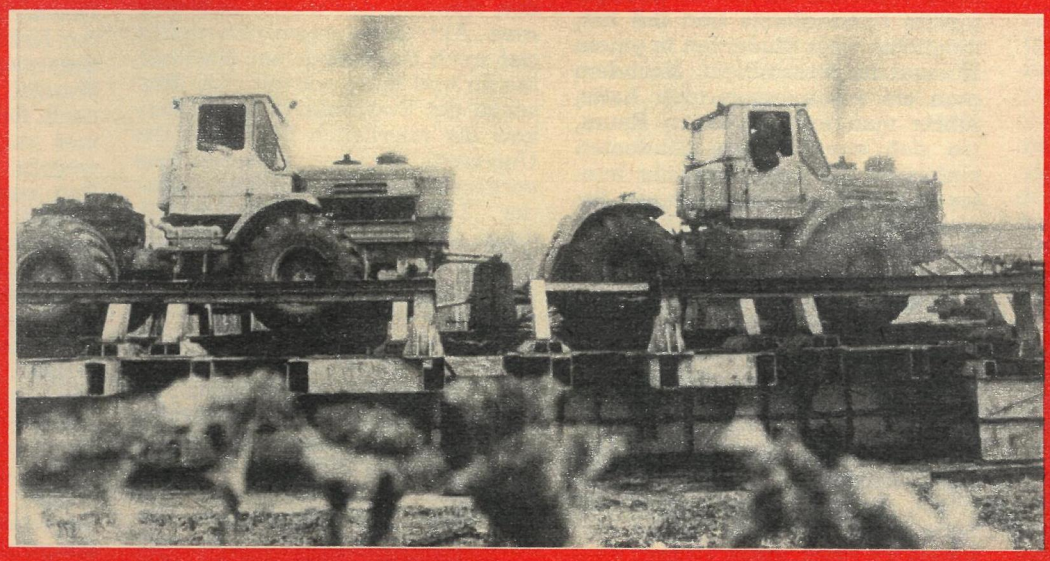
Auf einer der Versuchsstrecken kreisen Traktoren Tage, Wochen, sogar Monate – ferngelenkt (Foto rechts: Modelle des T-150-K aus Charkow). Während dieser Dauerbelastung überprüfen die Ingenieure Motor, Getriebe, Federung und Radlager. Die Ergebnisse werden in EDV-Anlagen gespeichert (Foto oben) und anschließend von den Konstrukteuren ausgewertet.

„In jüngster Zeit haben die energetische Ausrüstung und die Leistung der Landmaschinen beträchtlich zugenommen", sagt Boris Wolkow, „damit sind höhere Anforderungen an die Sicherheit gestellt." Ein spezieller Teil der Versuchsstation ist für diese Problematik ausgestattet. So werden an einem betonierten Steilhang Unfallsituationen simuliert, um die Festigkeit der Fahrerhäuser zu erproben. 700 Kilogramm schwere Stahlpendel zertrümmern mit stoischer Gleichmäßigkeit Neukonstruktionen. Im Ergebnis der Versuche wurden die Kabinen mit Stahlrohrgerüsten verstärkt, die dem Fahrer in kritischen Situationen größere Sicherheit bieten. Extreme Bodenverhältnisse werden imitiert, indem man an den Reifen überdimensionierte Stollen exzentrisch montiert.

Das Versuchsgelände besteht aber nicht nur aus den Teststrecken. Es gibt auch Laboratorien für die Bearbeitung der Werkstücke mit Laserstrahlen und Hallen, wo einzelne Baugruppen geprüft werden. In einer Druck- und Wärmekammer arbeiten automatisch gesteuerte Bremsanlagen – tagelang bei fünfzig Grad und anschließend bei arktischer Kälte. In einer anderen Sektion „zittern" Fahrerkabinen in einem zweiwöchigen Test auf dem Vibrationsstand.

Andrej Solowjow, APN





Roboter

Die erste Roboterfertigungslinie ist im Versuchswerk des Instituts für Anlagen der Reifenindustrie in Jaroslawl erprobt worden. Sämtliche Operationen werden von 12 Robotern mit unterschiedlichen Greiferkonstruktionen ausgeführt. Durch ihren Einsatz konnte die Arbeitsproduktivität erheblich gesteigert und die Qualität verbessert werden.

PS-Nachrichten

Im Autowerk Togliatti konnte die Testserie eines LADA-Diesel erfolgreich abgeschlossen werden. Dieser PKW ist vor allem für den Einsatz als Taxi und Dienstfahrzeug vorgesehen. Auch für den Moskwitsch und den Wolga wird ein solch spezieller Motor entwickelt, der als Otto- und Dieselmotor gefertigt werden kann. Voraussichtliche Leistung: 55 kW (75 PS).

★

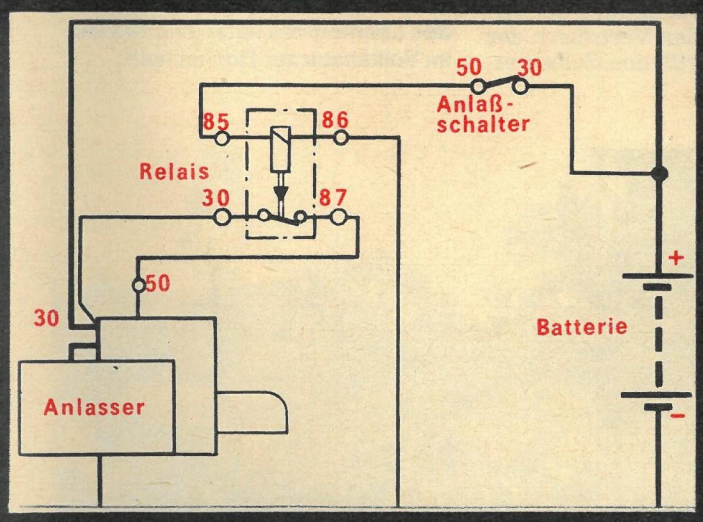
Mit der Typenbezeichnung WAS 21018 befindet sich ein LADA-Modell in Erprobung, unter anderem bei Sporteinsätzen, das mit einem Drehkolbenmotor ausgerüstet ist. Der Zweikammer-Motor hat ein Arbeitsvolumen von 1294 cm^3. Serienwirksam wird diese Variante aber wahrscheinlich nicht, denn sie ist weniger sparsam als ein herkömmlicher Hubkolbenmotor. Allerdings hat der Drehkolbenmotor eine um 18 Prozent geringere Eigenmasse.

★

Nach Mitteilungen der ČSSR-Presse wird im Škoda-Werk in Mladá Boleslav ein PKW mit Frontantrieb entwickelt, der 1987 serienreif sein soll. Konstruktionsziel ist u. a. eine aerodynamisch verbesserte Karosserie. Das für 1984/85 modernisierte Modell „M" ist als Übergangsvariante anzusehen.

★

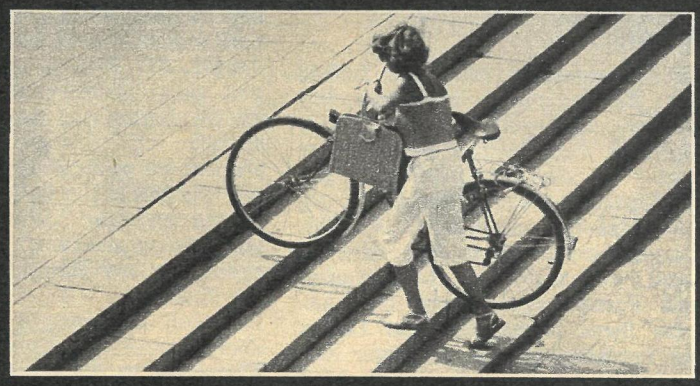
An einem Frontantriebler wird auch im Automobilwerk Saporoshje gearbeitet. Entsprechend konzipierte Nachfolger des bisherigen SAS 968 werden bereits getestet.



LADA-Tip

Magnetschalter über Relais schalten

Beim Motorstarten erhält zunächst die Wicklung des Magnetschalters Strom, der über die Zündschalterkontakte fließt. Da hierbei nicht unerhebliche Stromstärken auftreten, werden die Zündschalterkontakte stark strapaziert und fallen gelegentlich auch aus. Das ist zum Beispiel relativ häufig beim LADA der Fall, wo die durch den Stromfluß entstehende Wärme zum vorzeitigen Verschleiß des Nockens am Plastschaltteil führt. Findige LADA-Fahrer regenerieren das Schaltteil wieder durch Auftragen von Epoxidharz, oder es wird eine kleine Schraube so eingedreht, daß der Schraubenkopf die Nokkenfunktion erfüllt. Die Hersteller des Wolga, Moskwitsch und Saporoshez haben diesem Mangel vorgebeugt, indem sie den Anlassermagnetschalter über ein Relais schalten. Damit fließt über die Zündschalterkontakte nur noch der geringe Steuerstrom für das Relais, und der relativ hohe Magnetspulenstrom fließt über die Relais-Schaltkontakte. Nebenstehende Schaltskizze zeigt das Prinzip dieser Schaltung, die sich ohne großen Aufwand beim LADA nachträglich realisieren läßt. Dazu wird lediglich das serienmäßige Kabel von der Klemme 50 am Magnetschalter abgeklemmt und an die Klemme 85 des Relais angeschlossen. Alle weiteren Anschlüsse sind gemäß Schaltskizze neu zu verkabeln. Dabei ist zu beachten, daß das Relais möglichst nahe am Verbraucher, d. h. am Magnetschalter sitzen sollte.



SPURFREI. Im Königreich Saudi-Arabien ist es seit dem Vorjahr auch Frauen gestattet, einen Führerschein zu erwerben und selbst Auto zu fahren. In der Verfügung wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß eine Frau am Steuer einfach gekleidet sein muß und im Gesicht keinerlei Spuren von Kosmetik aufweisen darf.

Ein großer Tag für die Stadt

Ein erstrangiges Anliegen war die Wiedereröffnung der Jenaer Friedrich-Schiller-Universität. Wir kamen überein, in einem größeren Kreis dieses Thema zu beraten. Dazu wurden der Präsident der Landesverwaltung, Rudolf Paul, der Vorsitzende der Landesleitung der KPD, Ernst Busse, der gleichzeitig Vizepräsident der Landesverwaltung war, Georg Schneider, Leiter der Abteilung Agitation und Propaganda in der KPD-Landesleitung, Walter Wolf, Leiter der Abteilung Volksbildung in der Landesverwaltung und Professor Dr. Zucker, der Rektor der Universität, eingeladen. Letzteren hatten seinerzeit die Amerikaner eingesetzt, ohne ihm auch nur die geringste Wirkungsmöglichkeit zu geben. Die Aufgabe, alle Vorbereitungen zur Wiedereröffnung der Universität zu treffen, stieß auf keine besondere Gegenliebe. Präsident Rudolf Paul sah große Schwierigkeiten voraus, weil ein Teil der Universitätsgebäude durch Kriegseinwirkungen zerstört war, die Instandsetzung würde viel Zeit erfordern, die Amerikaner hatten mehrere Labors ausgeplündert und alle Geräte samt einer Gruppe namhafter Gelehrter, vor allem Physiker, Chemiker und Mediziner, mitgenommen. Walter Wolf und Georg Schneider zeigten sich darüber besorgt, daß ein beträchtlicher Teil der verbliebenen Professoren der NSDAP angehört hatte. Der Rektor machte uns auf die Studenten aufmerksam: Auch von ihnen waren viele Mitglied der NSDAP, der Hitlerjugend oder einer anderen faschistischen Organisation gewesen.

Ich will gern zugeben, die düstere Lageschilderung verfehlte auch auf mich nicht ihre Wirkung. Aber trotzdem mußte die Wiedereröffnung vorbereitet werden. Doch als ich den Oktober 1945 als Termin dafür nannte, da erstarrte auch der Präsident auf seinem Stuhl und erklärte kategorisch, daß dieser Termin nicht real sei. Dessenungeachtet begannen die Vorbereitungen.

„Andere Länder, andere Sitten"

Am 4. September kam der Befehl der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) über die Vorbereitung des Lehrbetriebs an den Hochschulen. Bis 25. September waren der Abteilung Volksbildung der SMAD Aufstellungen einzureichen: über die im Land vorhandenen Hochschulen und Forschungsinstitute mit Angabe ihres Zustandes und Listen der Professoren und sonstiger Angehöriger des Lehrkörpers. Es hieß auch, daß die Wiedereröffnung in jedem einzelnen Fall nur auf Befehl des Chefs der SMAD erfolgen dürfe.

Da wir mit den Vorbereitungen für die Wiedereröffnung der Universität in Jena schon im August begonnen hatten, fiel es uns nicht so schwer, diesen harten Termin zu halten.

Es lag mir am Herzen, die künftigen Studenten einmal persönlich in Augenschein zu nehmen, und so fuhr ich eines Tages mit meinem Adjutanten, der gleichzeitig als mein Dolmetscher fungierte, nach Jena. Ich hatte vorher weder den Kommandanten der Stadt noch Professor Zucker, den Rektor der Universität, von meinem geplanten Besuch verständigt. Dieser staunte nicht schlecht, als ich so unangemeldet hereinplatzte und ihn bat, möglichst viele Studenten in einem Hörsaal zu versammeln. Nachdem man sie zusammengerufen hatte, führte man mich in einen Raum, wo sich etwa sechzig Studenten einfanden. Sie boten ein sehr buntes Bild in ihren abgetragenen Sachen, halb Uniform-, halb Zivilkleidung, äußerlich wahrlich kein Auditorium angehender Wissenschaftler, sondern ein buntscheckiger Haufen junger Leute. Aber sie waren entschlossen, trotz des Hungers und der Not zu studieren, und so lohnte es, mit ihnen zu sprechen.

Ich versuchte es erst mit Fragen, erhielt aber lauter soldatisch-zakkige Antworten: „Jawohl!" oder „Nein, Herr General". Doch ich hatte nicht viel Zeit, und so entschloß ich mich, ihnen einfach einiges darüber zu erzählen, was sie an der Universität erwartete. Ich sagte ihnen unter anderem, daß sie als Studenten bereit sein müßten, alle Schwierigkeiten auf sich zu nehmen; sie würden viel arbeiten müssen, bei wenig Essen, schlechter Kleidung; sie müßten beweisen, daß sie hochqualifizierte Fachleute werden wollten, die ihrem Volke dienen.

Die Reaktion auf meine Ausführungen war für mich befremdend. Immer wieder klopften die Studenten auf die Tische, und der Schluß meiner Ansprache ging in einem höllischen Geklapper und Füßetrampeln unter. Ich hatte das Gefühl, daß sich die jungen Leute gegen mich verabredet hatten. Doch ich ließ mich davon nicht beeindrukken. Anders mein Dolmetscher. Er kam mächtig ins Schwitzen, weil er dachte, der Protest richte sich gegen seine Übersetzungskunst. Als die Studenten den Raum verließen, sprach ich sie an und fragte, warum sie gelärmt und warum sie mir ihr Mißfallen bekundet hätten. „Ganz und gar nicht. Es hat uns sehr angesprochen, und deshalb spendeten wir Beifall", sagte einer der Zuhörer.

Ich hielt ihm entgegen, daß man doch seine Zustimmung durch Klatschen in die Hände ausdrücke und nicht mit Tischeklopfen und Füßetrampeln. Daraufhin hörte ich hier in Jena das erstemal das deutsche Sprichwort: „Andere Länder, andere Sitten!"

Warten auf den Befehl

Inzwischen war beschlossen worden, die Jenaer Universität am 15. Oktober 1945 zu eröffnen.

Indessen schrieben wir bereits den 12. Oktober, und aus Berlin-Karlshorst hatten wir noch immer nicht die Zustimmung der SMAD. Am Morgen des 13. Oktober schickte ich ein Telegramm an Solotuchin und teilte ihm mit, daß in Jena alles zur festlichen Eröffnung der Universität vorbereitet sei. Doch bislang hätte ich keinen Befehl in den Händen, der diesen bedeutsamen Akt genehmigte. Daraufhin rief mich Solotuchin am Nachmittag an und teilte mir mit, daß Marschall der Sowjetunion G. K. Shukow der feierlichen Eröffnung der Universität, so wie in unserem Plan vorgesehen, zustimme. Der Leiter der Zentralverwaltung Volksbildung, Paul Wandel, sei bereits in Kenntnis gesetzt, und er würde dem Festakt beiwohnen.

Anläßlich des Festtages wurde der 15. Oktober in Jena zum arbeitsfreien Tag erklärt, um der Bevölkerung die Möglichkeit zu geben, an dem Ereignis unmittelbar teilzuhaben. Die Stadt war festlich geschmückt, überall hingen Transparente mit Losungen, an Häusern und Masten flatterten Fahnen, Plakate kündeten von der Wiedereröffnung der Universität, seit dem frühen Morgen des 15. Oktober waren die Straßen an der Hochschule voll von Menschen. Viele wollten mit eigenen Augen sehen, was da vor sich ging, ja, ob sich überhaupt etwas tun würde, denn es gingen Gerüchte um, die Eröffnung der Universität sei nur ein Bluff und bolschewistische Propaganda.

Um 10 Uhr war der große Saal im Volkshaus überfüllt mit den Repräsentanten des öffentlichen Lebens der Stadt, den Delegierten der Arbeiterkollektive, den Vertretern der Intelligenz, der örtlichen Selbstverwaltung, den Gästen aus den Ländern und Provinzen und natürlich auch mit Studenten. Die Abordnung der Sowjetischen Militäradministration Thüringen wurde von General Tschuikow geführt.

Das „Festliche Präludium" von Richard Strauss erklang. Dann hielt der Oberbürgermeister der Stadt eine kurze Begrüßungsansprache und beglückwünschte alle zu dem denkwürdigen Ereignis, der ersten Wiedereröffnung einer Universität nicht nur in der sowjetischen Besatzungszone, sondern in ganz Deutschland. Ansprachen hielten der Rektor, der Präsident der Landesverwaltung, Walter Wolf, Paul Wandel, Studenten, Arbeiter. Danach formierten sich die Teilnehmer vor dem Volkshaus und bewegten sich in einem festlichen Zug zum Hauptgebäude der Universität. Es war ein farbenprächtiger Anblick! Die Mitglieder des Senats hatten ihre traditionelle, nach Fakultäten unterschiedliche Amtstracht angelegt, allen voran Seine Magnifizenz, der Rektor Professor Zucker, geschmückt mit der Amtskette. Ihm folgte der Präsident der Landesverwaltung, Rudolf Paul, in Frack und Zylinder. Die Straßen, durch die sich der Festzug bewegte, waren voll von Menschen, die winkten und im Chor Begrüßungsrufe erschallen ließen.

Nachdem alle im Sitzungssaal der Universität Platz genommen hatten, bestieg Präsident Paul die Tribüne, hielt eine Ansprache und überreichte dem Rektor einen symbolischen Schlüssel zum Universitätsgebäude. Professor Zucker dankte dem Präsidenten, dem Vertreter aus Berlin Paul Wandel und

Wiedereröffnung der Jenaer Universität am 15. Oktober 1945: Der Zug des Lehrkörpers nach dem Festakt im Volkshaus zur Hochschule.

Gardegeneral Iwan Sasonowitsch Kolesnitschenko, den Teilnehmer an den Schlachten um Stalingrad und um Berlin, führt der Krieg gegen den deutschen Faschismus bis nach Prag. Dort erhält er den Befehl, sich nach Deutschland zu begeben und in Thüringen die Verwaltung der Sowjetischen Militäradministration zu übernehmen. Für FREIE WELT erinnert er sich an die schweren Tage des Neuaufbaus.

der Sowjetischen Militäradministration für das große Vertrauen und legte die Vorstellungen über die künftige Arbeit der altehrwürdigen Alma mater dar. Dann hielt General Tschuikow eine Begrüßungsrede, die den Abschluß des Eröffnungszeremoniells bildete.

Ein Chefdirigent für das Theater

Am 9. Februar 1945 hatten amerikanische Kampfflugzeuge Weimar angegriffen, und eines der Opfer ihrer Bomben war auch das traditionsreiche Weimarer Nationaltheater. Seinen Wiederaufbau hatte Walter Wolf angeregt. Eines Tages erschien er bei mir mit einer Gruppe von Schauspielern und berichtete mir, daß man bereits am 10. Juni 1945 mit den Proben zur Aufführung einiger Stücke begonnen habe, um im Herbst die Theatersaison eröffnen zu können.

Bis zur Instandsetzung des alten Theatergebäudes wollten die Schauspieler in der Weimarhalle arbeiten, was wir genehmigten. Das Ensemble war, wie alle Behörden und Einrichtungen, entnazifiziert worden. Dabei mußten wir manchmal korrigierend in Verfahren eingreifen, in denen formal vorgegangen worden war. Ein großer Teil des Orchesters, des Chors, der Solisten, der Leitung, die früher alle faschistischen Organisationen, allerdings meist nominell, angehört hatten, sollte entlassen werden. Darunter waren sehr erfahrene Schauspieler, Sänger und Musiker, die als Nazis nicht aktiv hervorgetreten und deren Organisationen nur beigetreten waren, um künstlerisch tätig sein zu können. Hätte man diese vom Theater entfernt, so wäre das ein schwerer und völlig unnötiger Verlust für die deutsche Kultur gewesen.

Die Weimarer Staatskapelle brauchte einen Chefdirigenten. Auf meine Frage, wen man dafür empfehlen würde, und es gehörte zu meinen Obliegenheiten, den Vorgeschlagenen in seiner Funktion zu bestätigen, nannte man mir Hermann Abendroth. Allerdings sei er Mitglied der NSDAP gewesen.

„Und wie hat er sich da verhalten?" wollte ich wissen. „Er ist weiter nicht hervorgetreten, hat pünktlich seine Beiträge gezahlt, gespendet, wenn es verlangt wurde, und ansonsten hat er Musik gemacht, vor allem klassische Musik, darunter auch russische Komponisten."

„Und wie stehen die Künstler zu Abendroth?" forschte ich weiter.

„Diese sind es ja gerade, die darum bitten, daß er zum Chefdirigenten ernannt wird", erhielt ich zur Antwort. „Aber ohne Ihren Segen können wir deren Bitte nicht erfüllen."

„Ohne den Mann zu kennen, kann ich meine Zustimmung nicht geben. Übermitteln Sie Herrn Abendroth, daß ich ihn morgen vormittag in der Militäradministration erwarte."

Am nächsten Morgen erschien bei mir der Dirigent. Er war mittelgroß, etwas füllig, bedächtig in seinen Bewegungen und im Gespräch, antwortete gelassen auf meine Fragen und war sich seines Wertes als großer Dirigent wohl bewußt. Die Fragen nach seiner Herkunft und seiner Arbeit beantwortete er bereitwillig, doch als ich etwas über seine Mitgliedschaft in der NSDAP wissen wollte, entgegnete er verlegen, er hätte sich nur mit Musik beschäftigt und mit sonst nichts.

„Und was würden Sie zu einer Ernennung zum Chefdirigenten der Weimarer Staatskapelle sagen?"

„Oh, für einen derartigen Vertrauensbeweis würde ich mich nach besten Kräften bemühen, den früheren Ruf des Theaters wiederherzustellen", rief der Musiker freudig bewegt.

So wurde Hermann Abendroth Generalmusikdirektor in Weimar und leistete eine hervorragende Arbeit.

Katajew in Weimar

Der Rat der Stadt Weimar beauftragte Ingenieur Junker mit der Leitung des Wiederaufbaus des Nationaltheaters. Schier unüberwindliche Schwierigkeiten türmten sich auf: Es fehlte an Baumaterial, an Arbeitskräften, an Geld, und so gingen die Arbeiten nur schleppend voran. Laut Plan sollten die Arbeiten 1948 abgeschlossen sein. Aber der Termin ließ sich nicht halten. Ein Problem war beispielsweise der Einbau der Drehbühne. Derartige Aufträge konnte nur ein Betrieb in Sachsen ausführen, aber dorthin durften ohne Genehmigung der SMAD keine Aufträge aus Thüringen vergeben werden. Hier war das Eingreifen der SMA Thüringen gefordert, sonst hätten sich die Arbeiten endlos hingezogen. Deshalb verpflichtete ich durch Befehl den Präsidenten der Landesverwaltung und andere zuständige Stellen, Ingenieur Junker mit allen zum Wiederaufbau erforderlichen Mitteln zu unterstützen. Ich ließ eine Kommission bilden, die von Junker geleitet wurde und der Vertreter des Rates der Stadt, der politischen Parteien, des antifaschistischen Frauenausschusses und des Kulturbundes angehörten und die tatkräftig die Arbeiten unterstützen sollte. Danach ging das Werk schon zügiger voran, aber die Aufträge für die Drehbühne waren damit noch nicht gesichert. Selbst nach einem Gespräch mit dem Chef der SMA Sachsens, General Dubrowski, der danach die Weisung gab, der Auftragserteilung nichts in den Weg zu legen, und auch nachdem die Aufträge schon vergeben waren, brauchten die Betriebe mehr als ein Jahr, um die Bühne fertigzustellen.

Das Ensemble ließ sich in seiner Arbeit dadurch nicht stören. Im Jahre 1945 hatte es deutsche Stücke und Opern im Spielplan; 1946 kamen Werke russischer und sowjetischer Autoren dazu. Tschechow, Arbusow, Katajew erfreuten sich bei den Zuschauern großen Zuspruchs. Katajew besuchte die Aufführung seiner Komödie „Ein Urlaubstag". Er saß neben mir in der ersten Reihe und brach einige Male in schallendes Gelächter aus. Die Darsteller wußten, daß Katajew im Zuschauersaal saß, und spielten wohl deshalb besonders überzeugend, um auch den Beifall des Autors zu finden.

Die Bauarbeiten dauerten noch das ganze Jahr 1948, und als ihr Ende abzusehen war, beschloß die SED-Landesleitung im Einvernehmen mit der SMA die festliche Neueröffnung im Goethejahr 1949, am Geburtstag des großen Dichters. Alle bereiteten sich eifrig auf diesen Tag vor: die Schauspieler, die Landesregierung, der Rat der Stadt, alle Parteien und Massenorganisationen und natürlich auch wir von der SMA. Neben Repräsentanten aus dem Land wurden Persönlichkeiten aus den anderen Ländern und Provinzen und auch Vertreter der Intelligenz aus den Westzonen zur festlichen Eröffnung eingeladen.

Der Festakt zur Wiedereröffnung des Weimarer Nationaltheaters fand am 28. August 1949 statt. Zu dem großen Ereignis hatte ich eine Ansprache vorbereitet. Doch leider wurde ich am Vorabend des Festaktes nach Berlin-Karlshorst gerufen, und so fiel meinem ersten Stellvertreter Generalmajor Smirnow die Ehre zu, die Begrüßungsansprache vorzutragen.

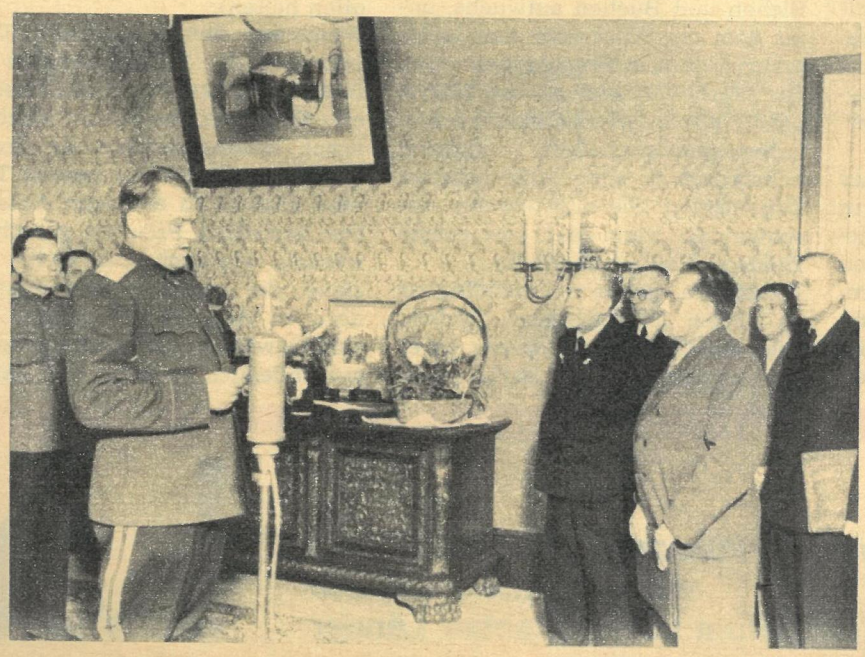
★

Im Gründungsjahr der DDR endete die Tätigkeit der SMAD und ihrer örtlichen Organe. Ich verließ Thüringen mit dem Gefühl der Genugtuung, den mir von der Partei und der Sowjetregierung übertragenen Auftrag erfüllt zu haben: sowjetische Besatzungspolitik im Interesse der deutschen Werktätigen durchzuführen. Ich nahm Abschied mit einer gewissen Trauer, denn ich wußte nicht, ob ich die herrlichen Städte, die Landschaft Thüringens und meine guten Freunde je wiedersehen würde. Doch zu meiner größten Freude traf ich völlig unerwartet meinen alten Freund Georg Schneider in der DDR-Botschaft in Moskau. Er war dort zugegen, als mir im Jahre 1959 der „Vaterländische Verdienstorden" in Gold überreicht wurde, mit dem mich Wilhelm Pieck für mein Wirken in Thüringen ausgezeichnet hatte. Später weilte ich anläßlich von Jubiläen und festlichen Anlässen noch öfter als Gast in der DDR, traf mich mit meinen Freunden aus früheren Zeiten und freute mich über die Erfolge des Landes.

ENDE

Ins Deutsche übertragen:
Dr. Eduard Ullmann

Abschied von Thüringen: Kolesnitschenko übergibt die Funktion der Sowjetischen Militäradministration an die Landesregierung.



Fotos: Autor, Universitätsarchiv Jena

Wacholderheide an der Müritz

Am östlichen Ufer der Müritz, des größten Binnensees der DDR, erstreckt sich über eine Länge von mehr als zehn Kilometern das größte Naturschutzgebiet der DDR. Eine einzigartige Landschaft mit ausgedehnten Bruchwäldern, mehreren Seen und weiten Sumpf- und Moorflächen. Ein Kleinod des Gebietes aber bildet die Wacholderheide am Müritzufer.

Der Wacholder ist ein immergrüner Nadelstrauch, der sich nahezu in ganz Europa finden läßt, meist jedoch nur in einzelnen Exemplaren unter Kiefern und an Waldrändern. Wacholderformationen wie auf unserem Foto hingegen sind eine große Seltenheit – sie verdanken ihre Existenz dem Menschen! Nicht daß der Mensch sie gepflanzt hätte; es war sein Weidevieh, das verhinderte, daß auf diesen Flächen ein dichter, dunkler Wald aus Birken, Eichen und Buchen aufwuchs, unter dem der Wacholder aus Lichtmangel kläglich eingegangen wäre. Die Wacholderheide an der Müritz gehört also zu den halbnatürlichen Lebensgemeinschaften, dennoch beherbergt sie eine Fülle seltener Organismen. Sie alle würden verschwinden, wenn man eine solche Heide sich selbst überließe.

Weidetiere gehören unabdingbar zu ihrem ökologischen System. Hier am Ostufer der Müritz ist es ein aus dem Tierpark Berlin stammender Trupp Schwedischer Fjällrinder, die sommers und winters über die Wacholderheide ziehen (und – nicht zuletzt – das Gelände auch als Brutrevier seltener Vögel offen halten).

Wenn von den botanischen Kostbarkeiten der Wacholderheide die Rede ist, denken wir zuallererst an eine Orchidee, das Kleine Knabenkraut, wissenschaftlich als Orchis morio bezeichnet. Im ganzen Tiefland muß es zu den vom Aussterben bedrohten Pflanzen gerechnet werden, wie auch zwei kleine Enziane, die zwischen den Wacholdern an der Müritz wachsen. Es sind Gewächse, die in Mitteleuropa ausschließlich in solchen Halbkulturformationen gefunden werden. Sie brauchen offene Rasenflächen, mit einer niedrigen, schütteren Vegetationsdecke; sie vertragen keinerlei Beschattung, ihre Blätter und Blütenschäfte können sich nur wenige Zentimeter über den Erdboden erheben.

Noch vor hundert Jahren war das Kleine Knabenkraut in Mitteleuropa weit verbreitet, es gehörte zu den häufigsten einheimischen Erdorchideen. Im Zuge der Intensivierung der Graslandwirtschaft jedoch wurde eine Fläche nach der anderen in produktiveres Wiesen- oder Weideland oder gar in Acker umgewandelt, und sensible Wildpflanzen werden immer seltener.

Über den Schutz seltener Pflanzengemeinschaften – ausgewählte Beispiele vom Territorium sozialistischer Länder

Landsc

1

In der DDR hat sich die Gesamtfläche der Naturschutzgebiete innerhalb drei Jahrzehnten von 32 300 auf 101 560 Hektar erhöht, was nahezu einem Prozent des Landesterritoriums entspricht. Am zahlreichsten sind die komplexen Schutzgebiete, in denen sowohl vom Aussterben bedrohte Tierarten als auch seltene Pflanzen unter Obhut stehen. Außerdem gibt es rein botanische Schutzgebiete, wie Moore, Wälder, Wiesen und Auen. Geschützt werden Kuhschellen und Windröschen der Feldheiden; Trollblume, Silberdisteln und Arnika auf Triften und Bergwiesen; Sonnentau, Sumpfporst und Fettkraut der Hochmoore; Seidelbast, Schlüsselblumen, Geißbart, Türkenbund, Eisenhut und Gelber Fingerhut in den Laubwäldern sowie Bärlapp, Straußfarn, Königsfarn und Hirschzunge in Forsten und Nadelwäldern.

Rund 1200 ehrenamtliche Naturschutzhelfer, 40 000 Mitglieder der Gesellschaft für Natur und Umwelt beim Kulturbund der DDR leisten einen wertvollen Beitrag zur Erhaltung lebendiger Reichtümer.

Die Verpflichtung, die Natur zu schützen, ist durch die Verfassung festgeschrieben: Im Interesse des Wohlergehens der Bürger sorgen Staat und Gesellschaft für den Schutz der Natur. Seit dreißig Jahren arbeitet bei uns das Institut für Landschaftsforschung und Naturschutz/Halle im Rahmen der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften Berlin. Eine wesentliche Aufgabe des Instituts ist die Aufklärung der komplizierten Zusammenhänge zwischen der Landnutzung und der Entwicklung wildwachsender Pflanzen- und freilebender Tierbestände. Dazu gehört die Erfassung aller in ihrem Bestand bedrohten Pflanzen- und Tierarten und die Aufstellung von Artenschutzprogrammen als Grundlage für den praktischen Naturschutz. Ein Datenspeicher, der gegenwärtig in Halle aufgebaut wird, sammelt die natürlichen Charakteristika der in 751 Naturschutzgebieten betreuten Arten und liefert rechnergestützte Kartogramme zu ihrer Verbreitung und dem jeweiligen „Befinden“.

Dr. Lebrecht Jeschke
(Text und Fotos)

haft in unserer Hand

Seit sieben Jahren besitzt Havanna ein Modeinstitut. Wie das der DDR ist es ein Industrieinstitut, untersteht dem zuständigen Ministerium und befaßt sich mit allen Bekleidungsfragen, von Kopf bis Fuß. Die kubanischen Modeschöpfer sammelten in den RGW-Ländern geeignete Erfahrungen, denn sie werden im Herbst dieses Jahres erstmals Gastgeber der turnusmäßigen RGW-Mode-Tagung sein.
FW stellt einige kubanische Entwürfe vor, die leichte Stoffe mittels Stickereien, Falbeln, Rüschen, Biesen, Fältchen in die Nähe der Folklore rücken und kostbar erscheinen lassen. Zwar wird auch in Kuba das Angebot für die Freizeit von der Jugend sofort als Tagesbekleidung erobert, aber die Festbekleidung, etwa zum traditionellen Karneval, ist noch heute ausgesprochen aufwendige Garderobe.

Das Foto zeigt keine Modenschau, sondern Straßentheater. Und ist doch eine Modenschau. Wie jeder Sonnabend-Abend in Havanna eine ist: auf der Rampa (einst Straße der teuersten Bars und Shops), auf der Uferstraße Malecón oder dem Boulevard Prado (der eigentlich längst Paseo de Martí heißt). Kubanische Mode ist Sommermode, das ganze Jahr hindurch. Sie verlangt luftige, leichte Stoffe und starke Farben. Allerdings wirkt schlichtes Weiß auf kaffeefarbenem, tiefschwarzem oder einem Hautton wie von altem Rum geradezu köstlich. Vorgeführt wird kubanische Mode mit zwei „Accessoires“ – mit Temperament und Würde. Von Mädchen und Jungen, von Männern und Frauen gezeigt, geschritten, getänzelt. Der Männlichkeit tun weder Lochstickerei im Oberhemd noch knallenge Hosen Abbruch. Seriöse Weiblichkeit wird weder von einem Ensemble an Schleifchen, Blümchen, Rü-

MODE in KUBA

schen, noch von einem Dekolleté in Frage gestellt, das der Berlinerin als geschmacklos angekreidet würde.

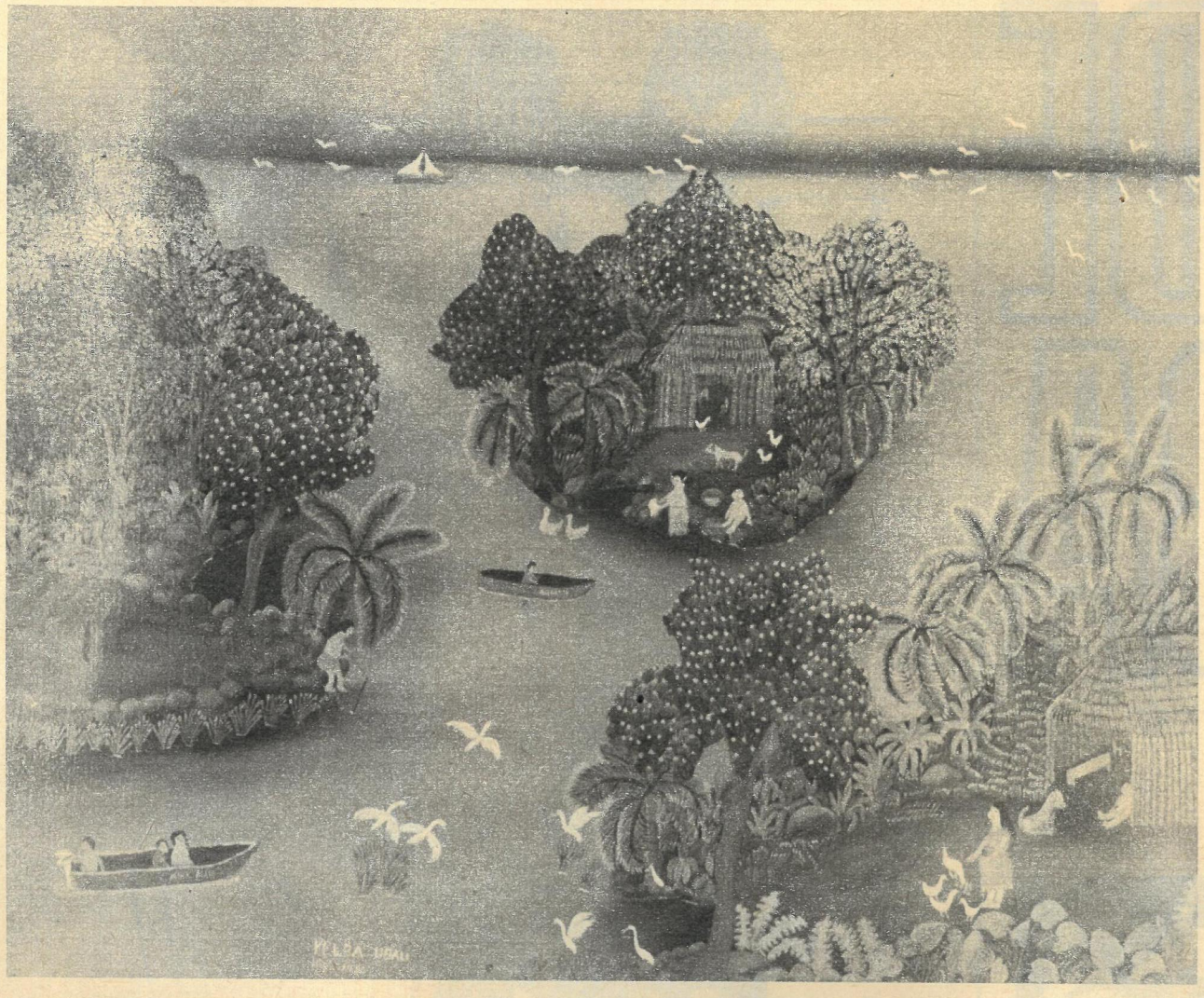
In den Jahren nach der Revolution triumphierte auf Havannas Straßen die Uniform. Mit der Mütze von Fidel, in einem Kampfanzug wie Che Guevara aufzutreten, signalisierte revolutionäre Zugehörigkeit. Es hatte nur wenig mit Textilrationierung und mit Mangel zu tun, wenn der/die Achtzehnjährige mit Verachtung auf den „bürgerlichen" und speziell den amerikanischen Modefirlefanz herabsah. Die Jugendlichen von 1959 sind heute selbst Eltern. Und die Wiederentdeckung der Folklore tat revolutionärer Gesinnung keinerlei Abbruch. Im Gegensatz zu uns litten die Kubaner zu keiner Zeit Mangel an Folklore, ausgedrückt in spanischer Eleganz oder dem afrikanischen Mut zu heftigen Farben.

So wenig wie Unbefangenheit zu kaufen oder zu verkaufen ist, so wenig wird sich die wichtigste Voraussetzung für die Tragbarkeit kubanischer Mode im Ausland erwerben lassen: das besondere Selbstbewußtsein des Kubaners. Sicherlich kann ein gut sitzendes Kostüm Selbstsicherheit steigern – ersetzen kann es sie nicht. Kubanische Modeschöpfer dürfen solche Überlegungen außer acht lassen. Sie können getrost vom natürlichen Selbstwertgefühl ihrer Mitmenschen ausgehen.

Etwas wird der künftigen Exportfähigkeit noch hinderlich sein: Die ewigen Sommertemperaturen, das Licht, der Duft des Meeres werden nicht mitgeliefert. Statt dessen wird etwas übermittelt, woran es den Kubanern auch in schweren Zeiten kaum je mangelte: Die Fröhlichkeit, aus der ihre Musik kommt. Und ihre modischen Einfälle!

Dieter Heimlich

Foto: Marcos Gittis



Mario Marin: Markt der Handwerker (rechts)

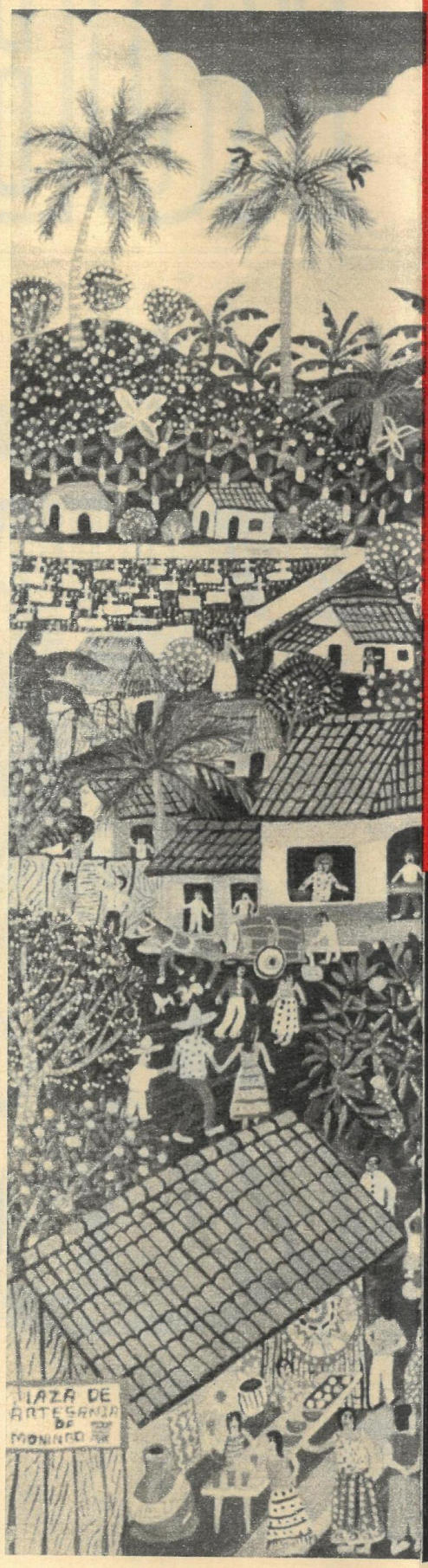
Yelba Ubau: Inseln mit Hühnern (oben) und Bananenernte (links)

Die Bilder stammen aus der Ausstellung „Nikaragua – Fotos und Bauernmalerei", die noch bis zum 18. März am Berliner Fernsehturm gezeigt wird.

Reproduktionen: Detlef Christel
Text: Constanze Treuber

Malen zwischen Mais und Mango

„Nach dem Ernten der schwarzen Bohnen mit dem Malen beginnen. Zehn Bilder bis zur Ernte der Mangofrüchte malen." Programm eines Bauern, notiert auf dem Wandkalender in einer Landarbeiterhütte auf Solentiname im Nikaraguasee.
Solentiname. Das ist eine Gruppe von sechsunddreißig kleinen Inseln am südlichen Ende des 8264 Quadratkilometer großen Sees, die durch einen besonderen Zauber bekannt wurde. Er geht von dem wunderbar leuchtenden Blau aus, mit dem die Bewohner der Inseln



ihren See und den Himmel darüber malen. Der nikaraguanische Dichter und Priester Ernesto Cardenal entdeckte die künstlerischen Talente der Bauern, als er sich 1966 auf Solentiname niederließ. Er ermutigte sie zum Dichten und zum Malen. Einer malte ein wunderschönes naives Bild. „Das war Eduardo, unser erster Maler. Ein anderer Bauer beobachtete ihn beim Malen und verlangte bald ebenfalls Farben, und mehr und mehr kamen, und so häuften sich die schönen Bilder und die Maler", erinnert sich Cardenal an den Beginn. Bald gab es vierzig Maler unter den tausend Insulanern.

Zehn Jahre später fiel die Gemeinde Solentiname auseinander. Männer und Frauen nahmen Waffen und zogen mit der Sandinistischen Front für die Nationale Befreiung (FSLN) in den revolutionären Kampf; Somoza-Militär zerstörte Solentiname. Bauern und Maler ließen ihr Leben für die Befreiung ihres Volkes. Verstecke für die Bilder fand man in den Bergen.

Seit dem Sieg der Revolution 1979 werden auf Solentiname wieder See und Inseln gemalt, tropische Vegetation, exotische Tiere und Hühnerhöfe, Fischerboote, das Auskörnen des Maises und Volksfeste, Szenen aus der mittelamerikanischen Geschichte und aus den nationalen Befreiungskämpfen Nikaraguas, Geschichten von der Alphabetisierung. Mit „Nicaragua libre" – „freies Nikaragua" – zeichnet die Malerin Yelba Ubau ihre Bilder, seit die neue Zeit anbrach.

Eine Gestalt taucht auf den Gemälden immer wieder auf: ein bärtiger Mann, dessen weißes Haar unter der Baskenmütze der Sandinisten hervorquillt, bei der Kaffee-Ernte, beim Fischen, am Landesteg von Solentiname, auf Kundgebungen der FSLN und bei Treffen von Dichtern, die Landarbeiter sind wie die Maler. Das ist Ernesto Cardenal, heute Kulturminister Nikaraguas, für die Bewohner von Solentiname noch immer der vertraute „compañero padre" – „Genosse Pater" – und nun auch „compañero ministro". Der kommt noch immer gern nach Solentiname, und er sorgt dafür, daß längst nicht mehr nur dort Bilder gemalt werden. Auf Ausstellungen in aller Welt künden sie vom neuen Nikaragua.

Der Vogelmarkt

Georgi Semjonow

Georgi Semjonow, geboren 1931 in Moskau, war zunächst Bildhauer, absolvierte eine Technische Hochschule und das Gorki-Literaturinstitut. In seinen Erzählungen begegnen wir der Frage nach Wert und Ziel des Lebens. Den Auszug aus „Der Vogelmarkt", in der Übersetzung von Ellionor Düsterhöft, entnahmen wir dem im Aufbau-Verlag erscheinenden Sammelband „Der Star der Englisch-Schule".

„Akrobaten! Wer will Akrobaten? Die reinsten Akrobaten! Seit dem frühen Morgen stehen sie auf den Ohren!"

Von den Vordächern der Verkaufsstände tröpfelt, in der Sonne glitzernd, Schmelzwasser. Pfützen unter den Füßen der vorwärts drängenden Menge. Auf Kopf, Schultern und Brust rinnen wahre Ströme von Tropfen. In der Luft steht ein solcher Lärm, als würde der Frühling das Eis auf dem Fluß zum Bersten bringen. Es riecht nach Wasser, nach Flußalgen, nach Schlick. Und es scheint, als beleuchtete die Sonne mit besonderer Zärtlichkeit diesen alten Markt, Vogelmarkt genannt, und wärmte ihn. Zierfische funkeln in durchsichtigen Aquarien, in großen und kleinen Glasgefäßen, in Reagenzgläsern, in gereinigten Glaskolben, sie haben so leuchtende Farben, solch lebendige Bewegungen, wie man das nur auf dem Vogelmarkt sieht, als wären es keine Fische, sondern blaue Glücksvögel aus dem Märchen, die ihre Farbe jenseits des Marktes sofort verlieren. Die Schwärme der verschiedenfarbigen Fische bezaubern, fesseln, wirken beruhigend mit ihrem Spiel, ihrem glücklichen Tanz im klaren, warmen Wasser, in der fernen und zugänglichen Welt, die die müßige Menge mit ihrer geheimnisvollen und unbekümmerten Daseinsfreude anlockt.

„Akrobaten! Die reinsten Akrobaten!" tönt es über der noch winterlich dunkel gekleideten Menge. „Treten Sie näher! Ich würde sie ja selbst verspeisen, aber ich brauche Geld! Vom frühen Morgen an stehen sie auf den Ohren!"

Unter den warmen Sonnenstrahlen glänzen in einer Holzschachtel rubinrot Tausende von Mückenlarven, die erst am Vortag aus dämmerigen Tiefen hervorgefischt wurden, aus übelriechendem Schlamm, in dem sie den Winter verbracht, auf ihre Stunde gewartet haben, um eines Tages auszufliegen, in der Stille eines Sommerabends loszusurren und, wenn das Glück ihnen hold ist, heißes Blut zu trinken. Aber sie hatten kein Glück. Sie drehen und wenden sich auf dem feuchten Lappen, in der rubinroten Enge, in der Masse, und tatsächlich kommen sie einem wie lustige Zirkusleute vor, die auf dem Teppich umhertollen. „Was sollen die kosten?"

„Wie immer!" antwortet marktschreierisch der angetrunkene Ausrufer. „Ein halbes Rubelchen. Aber was sind das für Mückenlarven! Die reinsten Akrobaten!" Zärtlich streicht er über seinen glänzenden Reichtum, von dem ein Kilo teurer ist als gekörnter Kaviar, und es scheint, als finge das Ohr im Lärm des Frühlingstages das klebrige Rascheln der wimmelnden Mückenlarven auf, dieses schillernden Puppentheaters; fünfzig Kopeken kostet eine Streichholzschachtel voll. Aber was willst du machen! Natürlich ist das teuer. Doch versuch mal, selber Mückenlarven zu fischen. Nicht für einen halben Rubel würdest du sie verkaufen, selbst ein Rubel schiene dir dafür noch zu wenig. Aber angeln muß du, unbedingt! Die Seele fleht danach. Und welcher Russe wollte da dem Geld nachtrauern, wenn sie so fleht.

„Gute Mückenlarven, aber man muß erst rumgehen. Wer gerade gekommen ist, soll sich ruhig erst mal umsehen und gucken..."

In der wohlriechenden Luft unter dem blauen Himmel tönen weithin durchdringend zärtliche, sich überstürzende Triller von Kanarienvögeln. Da sind so viele Käfige, daß man gar nicht sofort ausmachen kann, aus welchem einem die Lieder entgegenfliegen. Wer der beste ist, wissen nur die Kenner. Gut sind sie wohl alle. Doch für den einen werden fünf Rubel verlangt, einen anderen gibt man nicht für einen halben Hunderter weg. Junge saatgrüne, zitronengelbe, orangefarbene – alle Farben! Es riecht hier nach Vogelfedern, nach Kot und sehnsuchtsvollen Kinderträumen und nach irgend etwas Unerreichbarem. Da sind auch die großstirnigen Papageien, erfüllt von der eigenen Würde, schweigend und fröstelnd in den engen Käfigen. Sie scheinen sowohl die Menschen zu verachten wie auch die sangesfreudigen Kanarienvögel.

Bei den Wellensittichen stehen die grünen oder blauen, gelben oder weißen Federn wirr ab, die Vögel pressen sich aneinander, küssen sich schwermütig, wie zum Abschied.

Wohin man auch sieht, Käfige und nochmals Käfige...

Die Tauben drängen sich in geflochtenen und zusammenlegbaren Käfigen, die Täuber gurren leidenschaftlich, drehen sich, wenn der Platz es erlaubt, und treten die Tauben. Einem Mann ist das Handeln über, er tritt die halb aufgerauchte Zigarette in den Schmutz und greift, als wollte er sich das Hemd auf der Brust zerreißen, mit einem fröhlichen Fluch seine Tauben aus dem Käfig und wirft sie wie Steine in die blaue Luft.

„Das hier ist für Stieglitze", sagt eine sanft aussehende Frau. „Klette, Hirse, Sonnenblumenkerne, Hanf – von jedem etwas. Und nehmen Sie hier von dem Salat, das ist Vogelmiere, die brauchen alle Vögel, denn sie enthält viele Vitamine. Jetzt im Frühjahr brauchen alle Vitamine, auch die lieben Vögelchen..."

Der Krieg liegt hinter dieser bejahrten Frau, mit Hunger, Zerstörung, Sorgen und unersetzlichen Verlusten.

„Danke", sagt sie zum Abschied, „und viel Glück!" Den Sommer über zieht sie mit kleinen Säckchen durch die Wiesen der Moskauer

Illustration: Klaus Müller

Umgebung, sammelt Kletten, pflückt Vogelmiere, reibt den Samen vom Wegerich aus und bereitet alle möglichen Mischungen, für Stieglitze, für Kanarienvögel, für Wellensittiche, für Zeisige und für Meisen – all das macht sie mit so viel Liebe und Fürsorge, als würde sie nicht Nahrung für Vögel zubereiten, sondern für die große Familie, die ihr der Krieg genommen hat.

Und da sind die Hunde. Welpen wimmeln in Körben und Taschen, Rassejunge und Mischlinge, alle gleichermaßen sympathisch, kurzsichtig blinzeln sie in das grelle Licht, krabbeln tolpatschig aus den Körben, tapsen furchtlos zwischen den Füßen herum, als ob sie sie in ihrer babyhaften Unwissenheit nicht bemerkten. Was soll das alles? Wo ist der Anfang und wo das Ende von allem? Ihre Augen drükken vorerst nur Vergnügen vor Sattheit und Wärme aus oder Trauer vor Hunger und Kälte. Anders die Augen der erwachsenen Hunde, die man zum Verkauf hierhergebracht hat. Man sieht besser nicht in die Augen der alten Schäferhündin, die an den Zaun gebunden ist und für die der vor Kälte bibbernde Herr vierzig Rubel verlangt, aber er ist auch bereit, sie billiger abzugeben, mit verhohlener Feindschaft schaut er auf seine Scharfohrige, die niemand will. Schüchtern sieht die Hündin ihren Herrn an, ohne ihre Schuld zu begreifen, und senkt traurig die müden Augen, sie weiß nicht, was sie machen müßte, damit sie, wie früher einmal, ihrem Herrn gefällt, der jetzt unzufrieden mit ihr ist, das versteht sie. Aber warum?

Nein, man schaut besser nicht auf dieses Paar, lieber wendet man sich den Fischen zu, ihren fröhlichen Tänzen hinter den durchsichtigen Glasscheiben; verzaubert betrachtet man das schillernde Schuppenspiel der smaragdfarbenen Guppys, um sich in diesem bunten Traum zu vergessen, dessen geheimnisvolle und unbegreifliche Schönheit die Seele erfreut.

Doch wovon träumt die junge, erschöpfte, gefleckte Dogge, die auf einer Unterlage aus feuchten Zeitungen zusammengerollt am Zaun liegt? Mühsam hält sie zitternd ihren erschöpften Körper zusammen, den Kopf unter die plumpe Pfote gesteckt. Welcher Schlaukopf ist auf die Idee gekommen, diese Rasse von nackten Giganten heranzuziehen? Von Generation zu Generation züchtete der Mensch den Hund in die Höhe, vergrößerte er seine Körpermaße, bekleidete ihn mit einem kurzhaarigen, weißschwarzen Hemd, um schließlich in imponierender Pose den erschreckend riesigen Hund, der einer Marmorstatue gleicht, zu seinen Füßen zu sehen. Die Natur selbst, verstümmelt und besiegt vom Menschen, liegt in Erwartung eines Befehls zu Füßen ihres Bezwingers, der, erhaben in seiner Laune und hochmütig bis zu den Gipfeln des ewigen Verstandes, selbst die Natur erschafft.

Eine düster wirkende Frau, warm eingemummelt in einen Silberfuchskragen, betrachtet mürrisch die um sie herum sich drängenden Menschen, in der Hoffnung, endlich einen Käufer zu erspähen. Erst vor kurzem, fast gestern noch, acht, neun Monate zurück... Ach, was soll die Erinnerung! Es war eben ein Fehler. Ja, natürlich, es war ein herrlicher, linkischer Welpe, hinter dem man sogar die Pfützchen auf dem Parkett gern wegwischte, dem man gern einen Schmatz auf die große Schnauze gab, alle möglichen Breie kochte, den man gern mit Milch und Fleisch fütterte, mit Häppchen, Suppe oder Pralinen verwöhnte. Na und? Es war eben ein Fehler. Selbstverständlich weiß sie, daß es unmoralisch ist, einen ausgewachsenen Hund zu verkaufen. Doch warum sollte sie ihn nicht verkaufen, wenn er sich nicht eingewöhnte, wenn es ihnen zuviel wurde, wenn er zuviel fraß und zuviel Zeit fürs Ausführen draufging? Sie verkauft schließlich nicht sich selbst, sondern einen jungen Hund, der sich noch tausendmal an einen neuen Herrn gewöhnen kann – falls sich so ein Schwachkopf findet...

Aber der Tag steht im Zenit. Die Mittagssonne spielt in den schwarzen Pfützen, auf den schwarzen, wie mit Erdöl übergossenen, eisbedeckten, glitzernden Huckeln unter den Füßen. Gegenüber stehen uralte Weiblein, Arzneifläschchen, Senf- oder Honiggläser auf den Tisch gruppiert, die sie gesammelt haben, Marmeladengläser mit Schraubdeckeln, irgendwelche Drahtspulen, Gummiband, Korken, Essigessenz- oder Ketchupflaschen. Und auch danach besteht Nachfrage. Die Einnahme ist nicht groß, aber doch immerhin, und der Tag an der frischen Luft ist für einen alten Menschen ja auch nicht von Schaden.

„Wer braucht Fische? Ich gebe alle für nur einen Rubel ab!“ Doch niemand kauft billige. Man kauft teure. Heutzutage führst du mit Schund keinen mehr an. Man lebt nach dem Slogan: Was teuer ist, ist auch gut, was billig ist, taugt nichts. Der Kluge läßt im Preis nicht nach, und der Einfältige gibt nicht billig ab. So ist das Marktgesetz.

Ach, das ist schon ein Markt. Zwei Tage in der Woche lärmt er, an glühenden Sommertagen wie auch bei grimmigem Frost, wenn unter jedem Aquarium ein Gasbrenner das Wasser wärmt und wenn es dem Verkäufer nicht gelingt, einen zufällig aus dem Kescher gefallenen Fisch, der vor den Augen blaß wird und erstarrt, mit den Lippen vom Tisch aufzunehmen und im Mund zu erwärmen. Hunderte von Kleinbussen, die am Sonnabend und Sonntag von den Moskauer Routen abgezogen werden, bringen unaufhörlich vom Taganskaja-Platz immer neue Käufer aus allen Teilen Moskaus hierher.

Die Stimme des Mückenlarvenverkäufers ist nicht mehr zu hören. Und es wäre an der Zeit, sich für das morgige Angeln mit Mückenlarven einzudecken. Sonst gibt's vielleicht keine mehr.

Seine Mückenlarven waren gut, sie waren groß und sehr lebendig, sauber und rein. Dort, wo mit Futter gehandelt wird, gibt es lediglich Röhrenwürmer und winzige Mükkenlarven. Das hast du nun vom Flanieren und Seeleausführen! Ohne Mückenlarven stehst du da, hol's der Teufel! Hat denn keiner mehr welche? Die Röhrenwürmer liegen auf einem emaillierten weißen Backblech, sie sehen aus wie ein rissig gewordener, verdorbener Fladen Hackfleisch, der mit Wasser übergossen wurde. Damit handeln ein Mann und seine Frau. Der Mann reißt die Portion Futter ab, legt sie in ein Kästchen aus dünnem Aluminiumblech und fragt nochmals: „Wollten Sie für vierzig oder für zwanzig Kopeken?“

Die Frau, in einem Regenumhang, darunter ein Wintermantel, dreht mit klammen Händen und nach einer besonderen Methode die Tütchen; die untere spitze Ecke der Tüte einknickend, legt sie sie nebeneinander, damit der Mann sie bequemer nehmen kann. Sie arbeiten schweigend, ohne sich ablenken zu lassen, wie am Fließband: das Geschäft geht heute gut – Röhrenwürmer sind knapp auf dem Markt, und an ihrem Stand hat sich eine Schlange gebildet. Die Frau reißt aus einem alten Schulbuch Seiten und dreht Tüten.

Wer nicht zum erstenmal auf dem Vogelmarkt ist, sieht viele bekannte Gesichter: der da handelt immer mit Fischen, jener mit Wasserpflanzen... Manche möchte man wie alte Bekannte begrüßen. Aber dieses Gesicht hier ist wie aus einem anderen Leben, das man nicht wahrhaben möchte, wenn man das wetterrauhe, unter der Märzsonne glühende, aber noch immer schöne Antlitz betrachtet. Das kann nicht sein!

Ein alter Moskauer Hof, Schuppen, Taubenschläge, Danilowka...

Ein dunkler Abend, die kalte Bank auf dem Gelände, schlecht in Ordnung gehalten damals, überwuchert vom Gestrüpp um den Funkturm in Schabolowka, der sich heute Fernsehturm nennt. Die Küsse auf dieser Bank. Ein am Tage abweisendes Mädchen, deren Widerstand in den Abendstunden gleichsam dahinschmolz, das den Burschen den Kopf verdrehte – ein bildschönes Mädchen mit Namen Palmira... Ob sie es ist? Was hat sie damals eigentlich gesagt?

„Nein“, flüsterte Palmira, „heiraten werde ich nur einen Seemann. Und auch nicht irgendeinen, sondern auf alle Fälle einen von der Marine, einen Offizier. Manchmal glaube ich, daß ich dich liebe, aber mich fängst du nicht ein, nein. Richtig lieben kann ich nur einen, der zu einem gefährlichen Unternehmen in einem U-Boot davonfährt. Ich warte auf ihn ... Ich bin in Unruhe seinetwegen...“, sagte sie fast schluchzend. „Ich nähe eine weiße Kragenbinde an seine Militärjacke. Aber noch immer ist er nicht zurück. Doch plötzlich – ach! Munter und unversehrt tritt er ein, nimmt mich in die Arme wie ein Kind und küßt mich, küßt mich... Nein, du verstehst ein Mädchenherz nicht. Niemals!“

Wie seltsam, ich fand sie damals nicht dumm. Dumm war der, der sich mit allen Mitteln die blitzende Mütze eines Obermaats verschaffte und, nachdem er wie ein Zögling der Nachimow-Kriegsmarineschule den lackierten Mützenschirm beschnitten und gekürzt hatte, sich bemühte, wenigstens ein bißchen einem Seeoffizier ähnlich zu sein – hol's der Teufel!

„Steht dir“, sagte Palmira und probierte die harte Schirmmütze auf. „Jedem Mann steht eine Uniform, wenn er ein Mann ist natürlich.“ Sie seufzte traurig. „Warum bist du kein Seemann? Du warst doch noch nie am Meer? Ich auch nicht, aber ich fühle, ich weiß, ich bin verurteilt... Nein, du kannst mich nicht verstehen? Ich schließe die Augen und höre die Wellen rauschen, Ehrenwort. Ich habe eine Muschel vom Meer, die lege ich an mein Ohr und lausche, lausche... Übrigens...“, sagte sie, den Kopf mit der schwarzen Schirmmütze kokett zur Seite neigend, „übrigens, was ich dich die ganze Zeit schon fragen wollte, wo hast du so küssen gelernt? Vielleicht bist du ein ganz verdorbener Typ, und ich vertraue dir wie ein Dummerchen. Antworte mir sofort!“

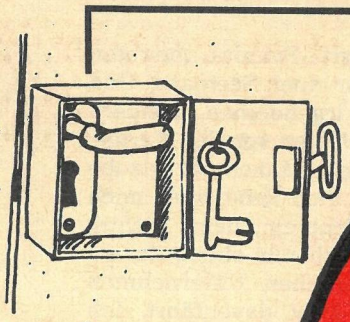
„Bei dir.“

„Was, bei mir? Küssen hast du bei mir gelernt? Na, weißt du! Ich habe mich noch mit keinem anderen geküßt. Das hast du erfunden.“

„Aber vielleicht hast du Talent?“

„Ha, Talent! Ich habe überhaupt Talent“, stimmte Palmira mit bekräftigendem Staunen zu. „Allerdings nicht dafür. Wenn ich will, kann ich Schauspielerin oder Ballerina werden. Aber das geht nicht! Was soll ein Seeoffizier mit einer Ballerina oder Schauspielerin? Ich werde am Meer leben, auf einer Marinebasis, inmitten nackter und düsterer Felsen, in einem kleinen Haus. Ein Bett, ein Tisch, ein Schrank – das ist alles! Ich bereite mich schon jetzt darauf vor, trage bereits eine kleine Bibliothek zusammen: Gedichte großer Poeten.

Fortsetzung Seite 41



Man erlebt nicht das, was man erlebt, sondern wie man es erlebt. Wilhelm Raabe

Wenn es kein Geheimnis ist, will ich es gar nicht hören.

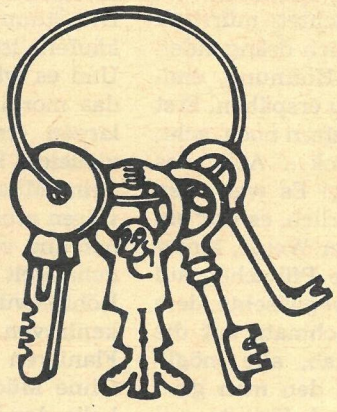
Wenn die Neugier sich auf ernsthafte Dinge richtet, dann nennt man sie Wissensdrang. Marie von Ebner-Eschenbach

Himmelsschlüssel

Ein gewagtes Dekolleté ist ein gutgefeiltes Schlüsselloch.

Eine Frau findet immer die Gelegenheit, einem Manne Ungelegenheiten zu machen.
Heyse

Was hätt' ein Weiberkopf erdacht, das er nicht zu beschönen wüßte?
Lessing



Anastassov, Sofia

Bart ab!

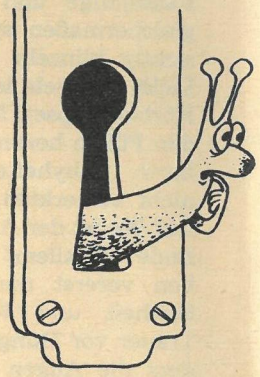
Die Stillen sind nicht immer die Weisen. Es gibt verschlossene Truhen, die leer sind.

Er hätte mit dem Bären gerungen! Nur der Schlüssel für den Käfig war nicht aufzutreiben…

Schloßbemerkung

Aus einer Frau ohne Torheiten wäre weiter nichts zu machen als – ein Mann.

Jean Paul



Dietrich, der naive Schlüssellochschneck von Rosanzew

2 Wochenspruch

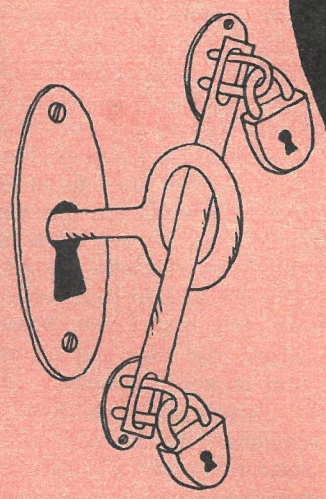
Deine gesunden fünf Sinne sind ein unverlierbares Schlüsselbund.

Schlüssellochgucker

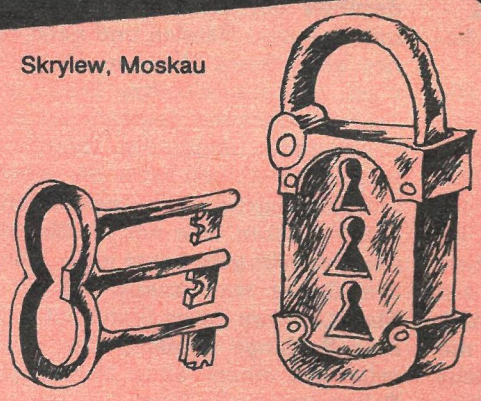
Eine schöne Frau bringt zehn Weise aus dem Text.

Schmidt

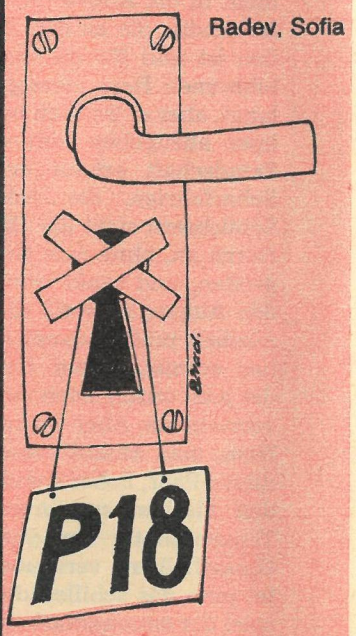
Schneider



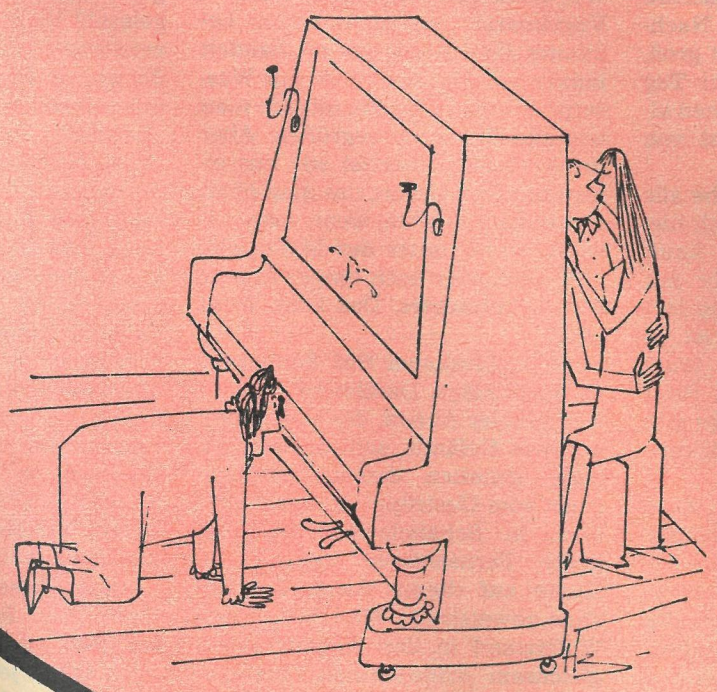
Skrylew, Moskau

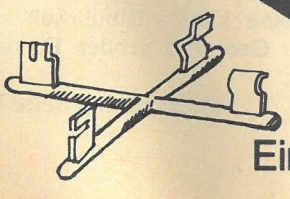


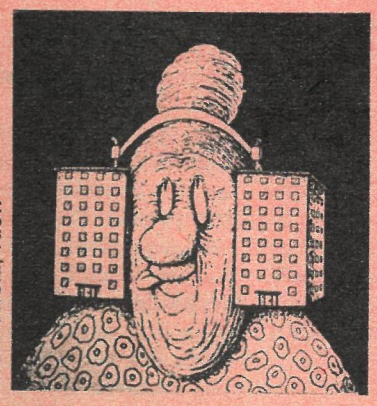
Radev, Sofia



Büttner

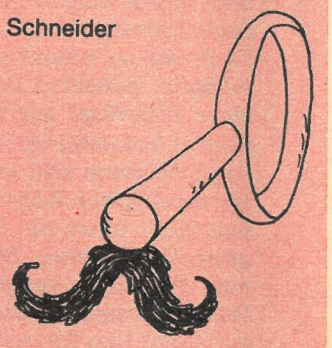


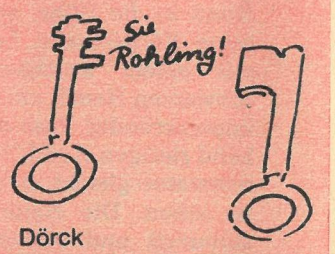




Kasanewski, Kiew

Schneider

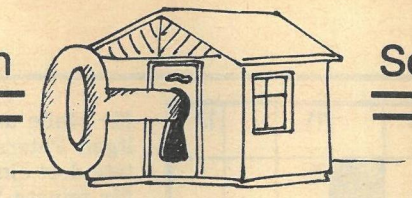


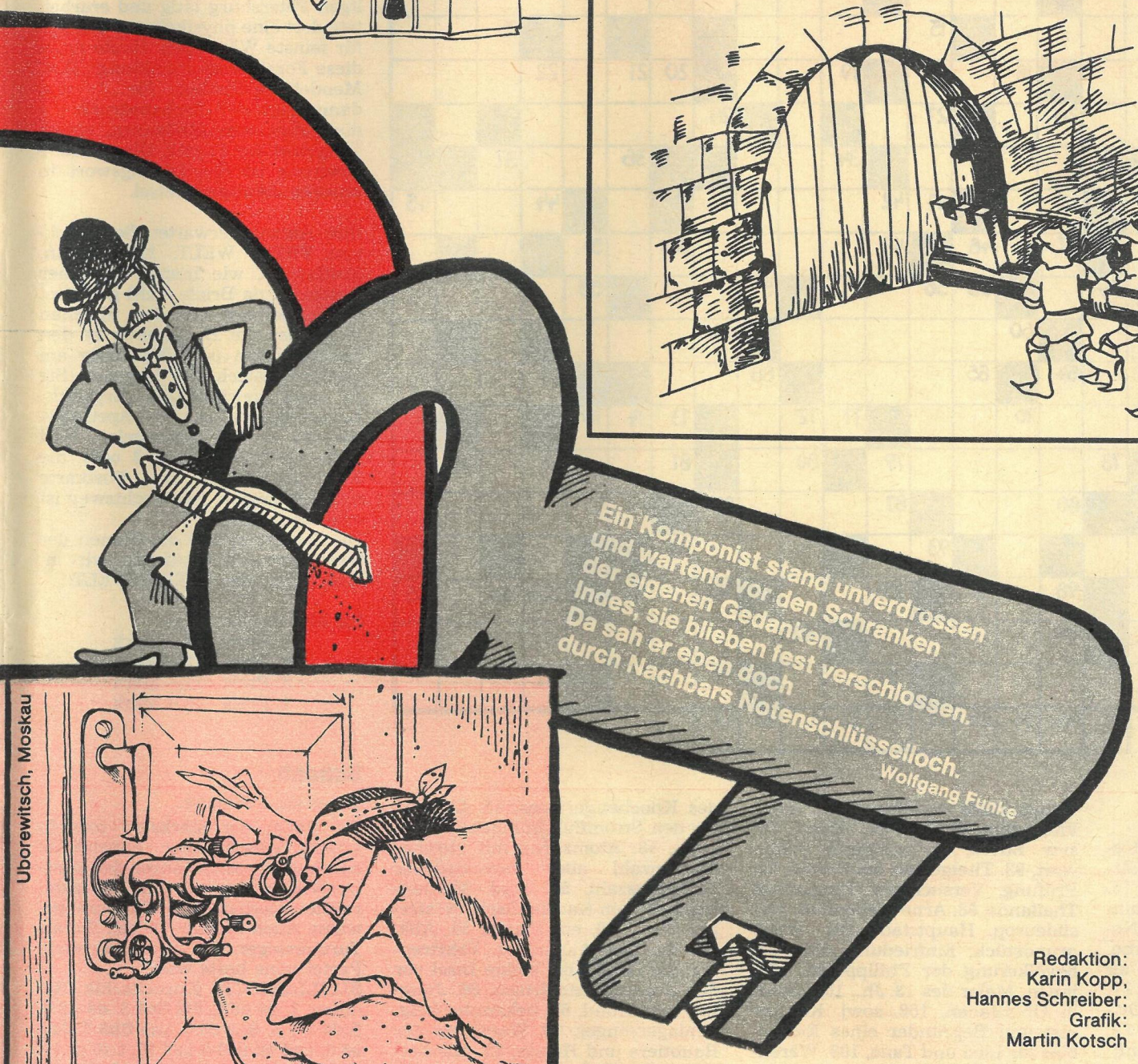


Dörck

Ein Mann bewahrt das Geheimnis eines andern treuer als sein eigenes; eine Frau

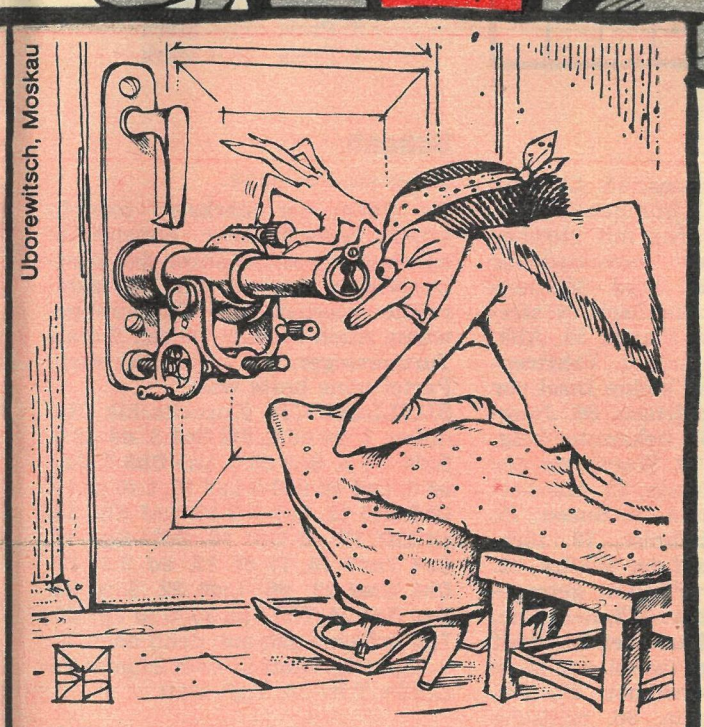
Mit einem kleinen Schlüssel kann man eine große Truhe öffnen. Rassul Gamsatow





Ein Komponist stand unverdrossen
und wartend vor den Schranken
der eigenen Gedanken.
Indes, sie blieben fest verschlossen.
Da sah er eben doch
durch Nachbars Notenschlüsselloch.

Wolfgang Funke



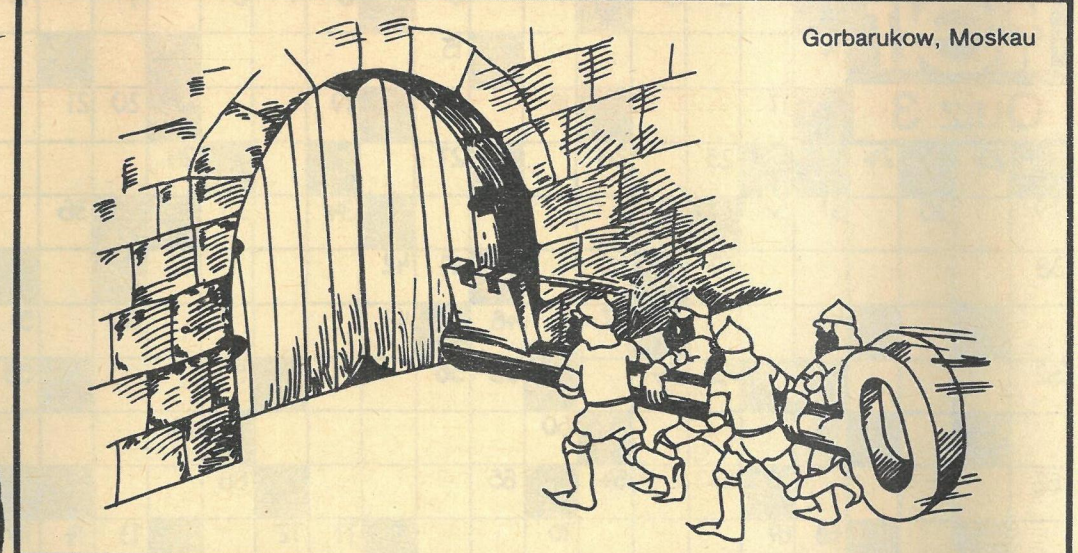
Uborewitsch, Moskau

Nepraktа, Prag

Geduld ist der Schlüssel zur Freude.
Karl Förster

Ein Kuß ist ein Schlüsselloch für die Herzkammer.

dagegen hütet ihr



Gorbarukow, Moskau

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber:
Grafik:
Martin Kotsch

Torweisheiten

Schweigen ist ein
großes Talent und
nächst dem
Sprechen auch das
nützlichste.

Heinrich Mann

☆

Die Ohren
der Menschen glauben
weniger
als ihre Augen.

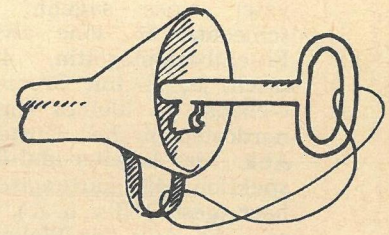
Herodot

☆

Wer sucht,
der find't oft mehr,
als er zu
suchen ging.

Molière

Bekanntlich ist man auf nichts so stolz wie auf das, was man seit zwei Minuten weiß. Kurt Tucholsky



Boris Matjunik

Das Schlüsselproblem oder Algebra der Liebe

Sinitschkin wanderte zerstreut auf dem Korridor des Instituts hin und her, rauchte und überlegte. Genug herumgestromert. Es ist Zeit, den heimischen Herd anzufachen. Schließlich habe ich es satt, meine Wäsche selber zu waschen. Aber wem antragen, den langen Lebensweg gemeinsam zu gehen? Um der Wahrheit die Ehre zu geben, Anwärterinnen für diese lange Reise gab es einige, und eben das verursachte Sinitschkin Kopfschmerzen. Er setzte sich an seinen Arbeitsplatz, holte ein Blatt Papier hervor und gab sich wieder seinen Gedanken hin. Immer wieder fiel ihm die bezaubernde Olja ein. Darum schrieb er entschlossen nieder.

Sinitschkin + Olja = X.

Wie unschwer zu erraten ist, heißt die gesuchte Größe „Liebe".

Er ergötzte sich an dieser harmonischen Gleichung. Plötzlich aber überkam ihn eine innere Unruhe. Irgend etwas beunruhigte Sinitschkin an dieser so sympathisch aussehenden Formel. Und er begriff auch, was. Und was soll mit Nina geschehen? Eine solche schwindelerregende Taille trifft man vielleicht nie wieder...

Er schrieb also:

Sinitschkin + Olja – Nina = X.

Aufgewühlt und verzweifelt ging er ans Fenster.

Aber was mit Soja tun, der Inhaberin zweier brennender Augen, deren Anblick einen unwillkürlich an einen glühenden Hochofen erinnerten und denen er manchmal nicht entfliehen konnte. Aber was sollen mir die glühenden Augen. Geheiratet muß werden, dachte er kummervoll. Und dabei nur eine! Mit Bedauern änderte Sinitschkin die Formel

Sinitschkin + Olja – Nina – Soja = X.

Verwirrt und entsagungsvoll starrte er das Fenster an. „Ist dir die Petersilie verhagelt, mein Guter?" fragte ihn der Konstrukteur Lapin.

Sinitschkin weihte seinen Kollegen in den traurigen Inhalt der Formel ein. Lapin pfiff leise durch die Zähne.

„Das ist eine Kleinigkeit. Algebra ist wohl nicht deine Stärke. Wir bringen Nina und Soja auf die rechte Seite der Formel, mit umgekehrtem Vorzeichen. Kapiert?"

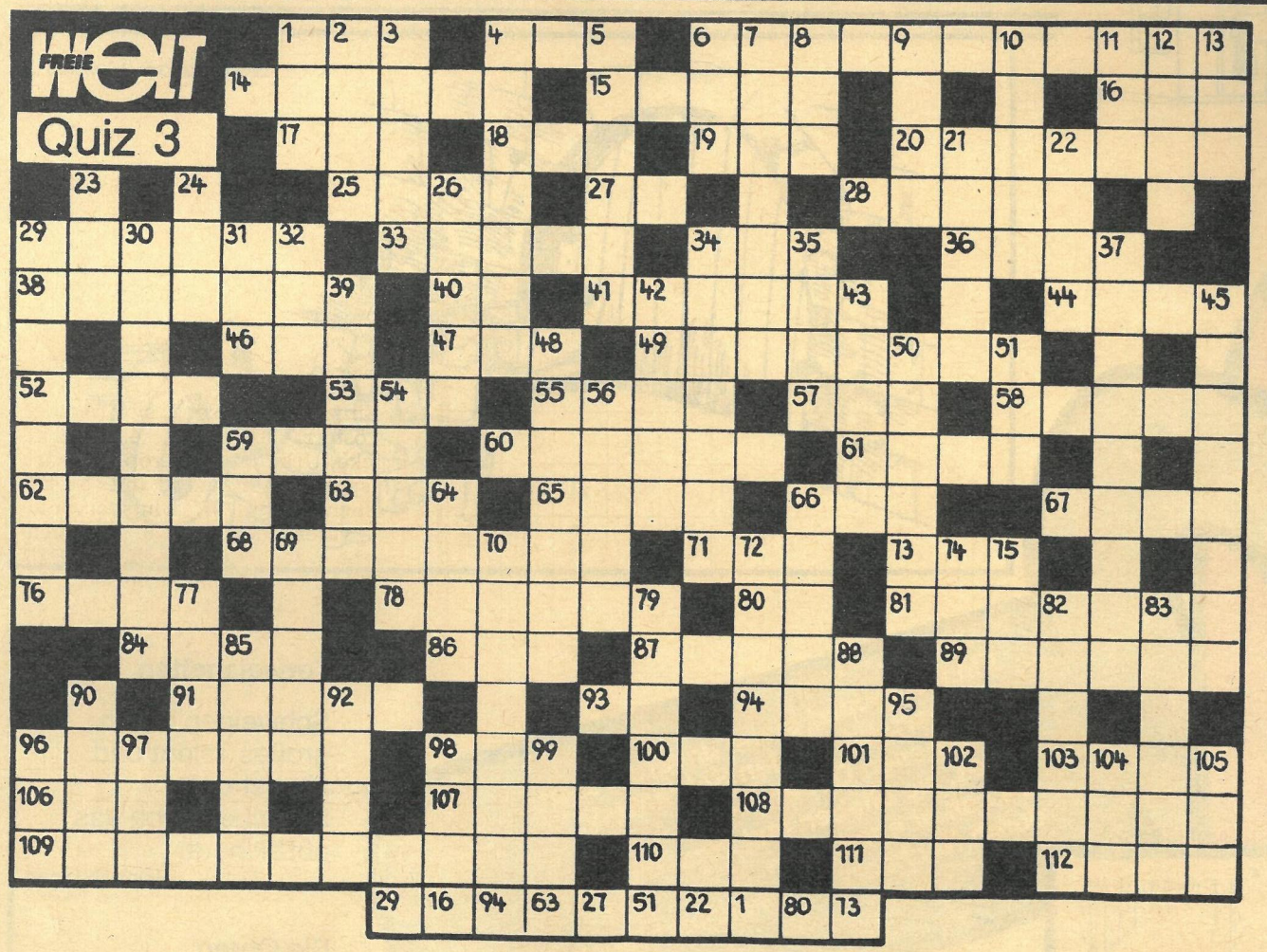
Sinitschkin führte die mathematische Operation aus. Und dabei kam heraus:

Sinitschkin + Olja = X + Nina + Soja

Darauf vertiefte Sinitschkin sich erleichtert in seine Konstruktionszeichnungen.

Aus dem Russischen von Adeline Thomas

eigenes Geheimnis besser als ein fremdes. La Bruyère



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Kaufhaus in Moskau, 4. Ob-Nebenfluß, 6. russ. Holzpuppe, 14. afrikan. Kropfstorch, 15. westlichste der Kleinen Sundainseln, 16. Gefrorenes, 17. Don-Nebenfluß, 18. svw. selten, 19. Farbe, 20. Aufruhr, 25. undichte Stelle an der Außenwand eines Schiffs, 27. westsibir. Strom, 28. spanische Ortschaft nordöstl. von Granada, 29. osteurop. Hauptstadt, 33. Vernunft, 34. Jenissej-Nebenfluß, 36. Stammvater eines sagenh. Riesengeschlechts, 38. eine altsemitische Fruchtbarkeitsgöttin, 40. italienisch: ja, 41. mit Creme gefülltes Gebäck, 44. kleines Nagetier, 46. nordostspanischer Küstenfluß, 47. Abk. für Arbeiter-und-Bauern-Inspektion, 49. karthagischer Feldherr (gest. 183 v. u. Z.), 52. Schulsaal, 53. Abk. für Weltsicherheitsrat, 55. Holz- oder Metallsplitter, 57. eine Nachrichtenagentur der USA (Abk.), 58. sowj. Schwarzmeerkurort, 59. bestellte Gartenfläche, 60. australische Wüstenagame, 61. malaiisches Auslegerboot, 62. tätiger Vulkan auf Island, 63. Zuckerrohrbranntwein, 65. engl. Komponist u. Friedenskämpfer (Oper „Wat Tyler"), 66. Pfad, Gang, 67. Nähmaterial, 68. fabrikmäßig hergestelltes Erzeugnis, 71. Abschiedsgruß, 73. griech. Buchstabe, 76. Mißgunst, 78. nordamerik. Schauspielerin („Manche mögens heiß"), 80. sowj. Flugzeugtyp, 81. mohammedan. Fastenmonat, 84. Stadt südl. von Moskau, 86. französ. Schriftsteller („Die Geheimnisse von Paris"), 87. sowj. Fluß zum Schwarzen Meer, 89. svw. Strick, 91. lateinisch: Nennwort, 93. Titelgestalt bei Brecht, 94. Prüfung, Versuch, 96. Hauptstadt Thailands, 98. Arno-Nebenfluß, 100. südeurop. Hauptstadt, 101. Waldgrundstück; Einfriedung, 103. Urbevölkerung der Philippinen, 106. japan. Maler des 13. Jh., 107. Stadt in Oberitalien, 108. sowj. Komponist und Begründer eines Ensembles für Lied und Tanz, 109. Warenschau (z. B. Gemälde), 110. englisch: Ohr, 111. schweizer. Stadt zwischen Winterthur und St. Gallen, 112. spanischer Ort nördl. von Zaragoza.

Senkrecht: 1. ein Brennstoff, 2. sowj. Mittelgebirge, 3. Handwerks- und Künstlerberuf, 4. Kurzwort für die Turkestanisch-Sibirische Eisenbahn, 5. ein Speisepilz, 6. Nebenfluß der Drau, 7. armenischer Schriftsteller, Aufklärer u. Pädagoge (gest. 1848), 8. Handlung, 9. russ. Männername, 10. englisch: Sieben, 11. poln. Halbinsel, 12. Dichtungsmasse, 13. Angehöriger eines altnord. Göttergeschlechts, 21. russ. Mädchenname, 22. bulgar. Donaunebenfluß, 23. Lotterieanteilschein, 24. Wolganebenfluß, 26. altrömischer Feldherr und Diktator, 29. griech. Stadt nordöstl. von Athen, 30. ein Tropfstein, 31. Einteilungsbegriff, 32. Mädchenname, 34. Berg im südl. Kalifornien/USA, 35. kleine Völkerschaft auf Hokkaido, 37. größte Stadt der Kasachischen SSR, 39. svw. Berufstätigkeit, 42. Wirrwar, Durcheinander, 43. Teil des Knochengerüstes, 45. Ursache für den Stromfluß in einem Stromkreis, 48. Atomkerne mit gleicher Massenzahl aber verschiedener Ordnungszahl, 50. nord. Männername, 51. ein Karpfenfisch, 54. starker Wind, 56. ein Planet, 59. Abk. für Berliner Aufzug- u. Fahrtreppenbau (VEB), 64. kleine Insel vor der Nordostküste Irians, 66. Jungtier vom Hund, 69. bekannter belg. Schlagersänger, 70. Warnlaute der Raubtiere und Hunde, 72. Männername, 74. Fluß zum Ob-Busen, 75. Behörde, 77. Stallmist, 79. türk. Stadt am Mittellauf der Mariza, 82. von Säulen oder Pfeilern getragener Bogen, 83. slaw. Männername, 85. sowj. Ort am Fluß Alei, 88. Stadt a. d. oberen Wolga (westl. von Moskau), 90. ein Sportboot, 92. Abscheu, 95. Mietauto, 96. britische Luftfahrtgesellschaft, 97. jugoslaw. Stadt in Serbien, 98. ein Straußenvogel, 99. svw. schlimm, böse, 102. Maß der Beschleunigung (nach Galilei), 104. Alpengipfel in Graubünden/Schweiz, 105. Anstalt zur Wahrung der Aufführungsrechte a. d. Gebiet der Musik (Abk.).

Der weltbekannte russische Chemiker D. I. Mendelejew (1834–1907), Entdecker des Periodensystems der chemischen Elemente, war auch auf anderen Wissenschaftsgebieten – z. B. der Physik – tätig und erfolgreich. Er wies als erster (1888) auf die Möglichkeit der unterirdischen Vergasung der Kohle hin.

Seit 1892 war er als wissenschaftlicher Kustos am „Depot der Muster für Maße und Gewichte" im damaligen Petersburg tätig und erarbeitete dort eine physikalische Theorie für feinste Wägungen. Heute heißt diese Forschungseinrichtung „D. I. Mendelejew-Institut für..." und dann folgt der Fachausdruck für die Lehre vom Meßwesen, einem Teilgebiet der Physik. Dieser Fachausdruck ist das Lösungswort in unserem heutigen Rätsel.

Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 8, wie immer auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (s. Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie zu dem gewünschten Ergebnis. Einsendeschluß ist der 4. April 1984 (Datum des Poststempels). Und bitte die Marke Quiz 3 oder die Zahlenleiste auf der Postkarte nicht vergessen! Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 9/1984 der FREIEN WELT.

Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. Preis 25,– Mark

Schach

Die erste, die beste...

Zu einem der stärksten sowjetischen Schachspieler entwickelte sich in den letzten Jahren der Minsker Viktor Kupreitschik, der zahlreiche internationale Turniere gewann. Auch Plovdiv '80 sah ihn als Turniersieger, wo gleich die erste Partei seine beste war:

SIZILIANISCH, Kupreitschik–Radulov: **1. e4 c5 2. Sf3 Sc6 3. d4 cd 4. S:d4 Sf6 5. Sc3 d6 6. Lc4 Db6 7. Sb3 e6 8. Lg5 a6 9. 0-0 Le7 10. L:f6 gf 11. Dh5 Se5 12. Le2 0-0 13. Kh1 Kh8 14. a4 Ld7 15. a5 Dc7 16. Sd2! Sg6 17. Sc4 Tad8 18. f4 d5 19. ed S:f4 20. Dh6 S:e2 21. d6! L:d6 22. S:d6 23. Se4 Dc7 24. Tf5! Tg8 25. S:f6 Tg7 26. Tg5 Schwarz gab auf;** denn nach 26. ...Tg8 folgt Matt in zwei Zügen: 27. D:h7+ T:h7 28. T:g8 Matt.

Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein weiterer Buchstabe hinzuzufügen, so daß andere Begriffe entstehen:

Ost – Bau – Tube – Aster – Zickel – Hus – Paste

Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für ein Meeressäugetier, das über 30 Meter lang werden kann.

Trefflich

Das „Wort mit a an zweiter Stelle", es trifft den Nagel auf den Kopf; statt a ein u – in aller Schnelle landet das „Tier" bestimmt im Topf!

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

FREIE WELT

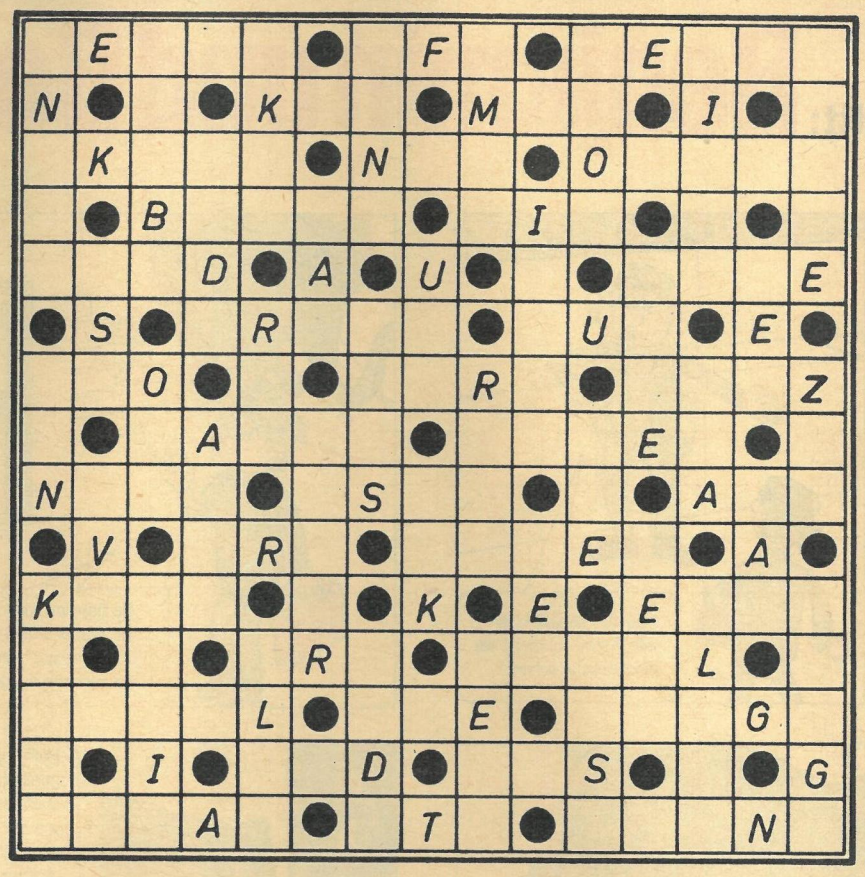
Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure: Günter Bonow, Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche; Inge Albrecht
Wissenschaft: Heinz Bartel

Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Redaktionssekretär: Barbara Schabinski
Leserprobleme: Bernd Siegmund

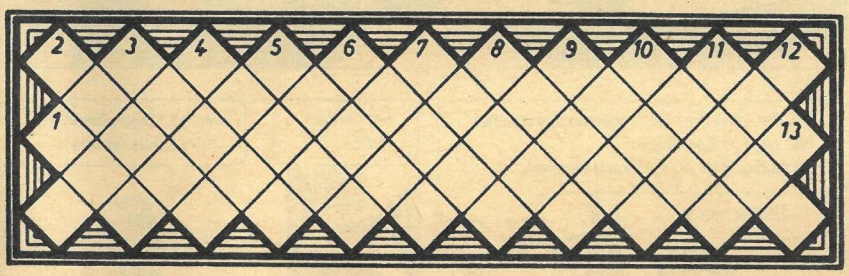
Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau: Jürgen Geitner, Volkmar Billeb, Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

Kreuzgitter



Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. hundertäugiger Wächter i. d. griech. Sage, 2. schwedische Bezeichnung f. d. finn. Stadt Turku, 3. Verdi-Oper, 4. Lufthauch, 5. Schriftstück, 6. Fluß im Fernen Osten der SU, 7. Zitatensammlung, 8. umgangssprachlich svw. Krümmung, Kurve, 9. Kurort, 10. Dnepr-Nebenfluß, 11. Schachfigur, 12. Musikstück für zwei Instrumente, 13. sowj. Fluß zum Schwarzen Meer, 14. Behälter, 15. Aufsehen, Skandal, 16. Mädchenname, 17. physikal. Arbeitseinheit, 18. südniederländ. Grenzort, 19. griech. Buchstabe, 20. Flachland, 21. Operette von Lehár, 22. Schluß, 23. schott. Fluß zur Nordsee, 24. Schüler, 25. Stockwerk, 26. russ. Dichter des 19. Jh., 27. effektvoller Einfall, 28. Bezirk der DDR, 29. griech. Vorsilbe, die Erde betreffend, 30. obergäriges Bier, 31. Inn-Nebenfluß in Bayern, 32. europ. Inselbewohner, 33. Erfüllungsstand, 34. Vertrauter Wallensteins, 35. Riechstoff aus Steinkohlenteer, 36. Heilbehandlung, 37. Spielkartenfarbe, 38. Haarpflege-Gegenstand, 39. Schokoladengrundstoff, 40. lachenerregende Darstellungskunst, 41. Augendeckel, 42. norweg. Schriftsteller (gest. 1908), 43. nordspan. Provinzhauptstadt, 44. Tapferkeit, 45. Rheinnebenfluß, 46. Tonkunst, 47. Honigwein, 48. Baßbariton der DDR, 49. Brutstätte, 50. strikte Verneinung, 51. westafrikan. Strom, 52. Nebenfluß des Vah/ČSSR, 53. ein in Erdöl und Benzin enthaltener Kohlenwasserstoff, 54. See i. d. Karelischen ASSR, 55. Stadt im NW der Niederlande, 56. Mädchenname, 57. Schilf, Röhricht, 58. Vorgebirge, 59. Staatsmann der DDR (gest. 1961), 60. Männername, 61. Verwaltungskörperschaft, 62. russisch: Hundert, 63. Wortgebilde, 64. finn. Dampfband, 65. Teil mancher Schiffe, 66. Wisla-Nebenfluß, 67. medizinische Paste, 68. altgriech. Säulenhalle, 69. weibl. Verwandte, 70. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR, 71. Zarenerlaß, 72. Stimmzettelbehälter, 73. Staatenbund in Nordamerika (Abk.), 74. svw. Tierpark.



Schräge Reihen

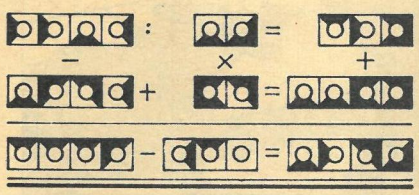
Von der Zahl nach rechts: 1. europ. Inselbewohner, 2. Tiefland, 3. Industriestadt im Bez. Halle, 4. alter Mann, 5. sowj. Staatsmann (gest. 1934), 6. ehemal. Adelstitel, 7. Längenmaß, 8. Donez-Nebenfluß, 9. alte deutsche Münze, 10. Wartestellung, 11. englisch: Zehn.
Von der Zahl nach links: 3. Schiefer, Fels, 4. Gattung, Sorte, 5. Tonflasche, großer Krug, 6. Nutzinsekt, 7. Mädchenname, 8. Betriebsteil des Staatszirkus der DDR, 9. Name des 2. sowjet. Kosmonauten, 10. Verkaufsraum, 11. Amtstracht, 12. Seemannslohn, 13. Warta-Nebenfluß.

Rätselreim

Sie reiten auf Besen, die „zaubernden Wesen“,
und „drehn sich im Kreise“ auf mancherlei Weise
an einem ganz bestimmten „Wort“;
setzt die drei man zusammen, dann kennt man den Ort.

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Silbenrätsel

Aus den Silben a – a – ak – an – bee – bren – dee – di – e – gel – gnat – go – ha – ham – i – ka – le – ler – ma – ma – me – mer – mi – mun – mut – na – na – nen – ner – ni – nier – o – o – re – ri – ri – schie – sten – ten – tor – tur – zin sind 18 Wörter zu bilden. Die 2. und 4. Buchstaben der Lösungswörter – beide jeweils von oben nach unten gelesen – ergeben eine Spruchweisheit des sowjetischen Volkes der Adygen (ch = 1 Buchstabe):
1. Einfall, Gedanke, 2. svw. Arznei, 3. österr. Alpenpaß, 4. Schriftstücke, Urkunden, 5. trop. Harzart, 6. sportl. Wettkampf mit großer Teilnehmerzahl, 7. Blutsverwandter väterlicherseits, 8. Strauchfrucht, 9. tönerne Schnabelflöte, 10. Künstler- und Handwerksberuf, 11. rumän. Industriestadt im Banat, 12. Grazie, Zierlichkeit, 13. ein Schlagwerkzeug, 14. asiat. Schleichkatze, 15. Gleise, 16. größte Stadt des USA-Staates Nebraska, 17. Stern im Sternbild Orion, 18. stimmgewaltiger griech. Sagenheld.

Vom Kern zum Wort

1. Beweis, Beweisgrund, 2. Titelgestalt bei Heinrich Mann, 3. Gerade, die eine Kurve in einem Punkte berührt, 4. gepolstertes Liegemöbel (türkisch-französ. Bezeichnung), 5. svw. Restaurant, 6. künstlerische literarisch-philosophische Bewegung zwischen 1795 und 1830, 7. svw. Kleinplanet, 8. Umgangsformen; gutes Benehmen, 9. Aufnahmeverzeichnis (besonders von Studenten).
Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter – von 1 bis 9 – ergeben die Bezeichnung für die Unterschrift einer bekannten Persönlichkeit.

1		G	U	M			
2		T	E	R			
3			G	E	N		
4			O	M	A		
5	A	S	T				
6		M	A	N			
7				R	O	I	
8		N	I	E			
9		T	R	I			

Auflösungen aus Heft 5/1984

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Jewtuschenko, 9. Irbis, 12. Gagra, 13. Lek, 15. Lauge, 16. Tip, 17. Gold, 18. None, 21. Ota, 22. Ehe, 23. Artus, 24. Rho, 27. Baar, 28. Anapa, 30. Lernen, 33. Farad, 34. Nut, 36. Ilf, 37. Bus, 39. Aitmatow, 40. Lende, 42. Begas, 45. Eman, 48. Rot, 49. Eva, 50. Won, 51. Pan, 53. Esel, 54. Lade, 55. Ala, 56. Bonus, 58. UNO, 60. Ahn, 61. Oran, 63. Ewer, 64. gar, 65. Marone, 68. Ole, 69. Amur, 70. Montag, 72. Eber, 73. Ing., 75. Efeu, 77. Knab, 80. antik, 82. Emu, 83. Oase, 85. Ree, 87. Tau, 90. Personal, 91. Till, 95. Sie, 96. rar, 97. Egeln, 99. Stern, 101. Riese, 103. Kiew, 105. Robe, 106. Alb, 108. Leo, 109. Aras, 112. Rore, 114. Sol, 116. Ili, 118. Engel, 120. Lager, 121. Nie, 122. Boris Godunow.
Senkrecht: 1. Jagen, 2. Wagen, 3. USA, 4. Cali, 5. Egk, 6. Kilo, 7. Oral, 8. Gig, 10. Bude, 11. Serenade, 14. Epos, 16. Tatar, 17. Garn, 19. Oka, 20. Earl, 25. Haff, 26. Opa, 27. Bondarew, 28. Anis, 29. Ariadne, 31. Eklat, 32. Nabob, 35. Tetuan, 38. Uwe, 40. Laos, 41. Este, 43. Grekow, 44. Taganrog, 46. Motor, 47. Rad, 51. Pas, 52. neu, 54. Luna, 55. Angst, 56. Borodino, 57. Name, 59. Neer, 60. Argon, 62. Lome, 66. Rabat, 67. Nurek, 71. Adam, 74. Gas, 76. Ufer, 78. Nenner, 79. Butlerow, 81. nett, 84. Alt, 85. Rente, 86. Essen, 88. Aisne, 89. Uli, 92. Lese, 93. Bersarin, 94. Ger, 98. Lie, 100. Rubel, 102. Selen, 104. Eta, 105. Rose, 107. Brie, 110. Rogen, 111. Serow, 113. Reno, 115. Oleg, 117. Lia, 119. Gei, 120. Lid.
Kreuzgitter. Waagerecht: Kiel (30), Sonnentau (61), Feluke (24), Illo (25), Orfe (54), Lerse (35), Eger (10), Jiri (27), Adrema (2), Esla (12), Sete (63), Uran (80), sto (65), Masse (39), Esse (14), Edda (16), Ort (51), Bast (23), Lese (33), Studentenfutter (69), Lino (37), Reel (58), tri (73), Wald (82), None (47), Elend (18), Eos (20), Rore (56), Emir (22), Matt (41), Tamino (75), Auto (4), Alès (6), Komma (28), Karo (32), Tete (77), Mandat (43), Parlament (70), Rist (60).
Senkrecht: Krone (29), Effel (11), Lee (36), Sulina (71), Oker (52), Neris (45), Eleat (15), Tier (75), Alge (1), Ulema (81), Ora (50), Des (8), Start (62), Aus (7), Eis (13), Reben (57), Nest (46), Test (76), Odette (53), Madrid (44), Moskwa (38), Stulle (66), Stern (67), Elfe (17), Anon (5), Euler (19), Dido (9), Neer (48), Ernst (21), Ogi (55), Lem (43), Sen (68), Oktant (49), Salep (64), Mokka (42), Ramme (59), Amati (3), Trost (78), Tat (72), Meta (40), Iser (26), Uman (79), Kar (31).

Umstellrätsel: Genie, Ornat, Taler, Isel, Klee. – Gotik.
Einsatzfähig: Fähe – Fäh(rt)e.
Rätselpyramide: 1. Ar, 2. Rat, 3. Tran, 4. Train, 5. Nitrat, 6. Transit.
Füllrätsel: 1. Krater, 2. Okular, 3. Rektor, 4. Kalkül, 5. Eroika, 6. Narvik. – Korken.
Vom Kern zum Wort: 1. Ladogasee, 2. Eisenbahn, 3. Rastrelli, 4. Magdeburg, 5. Operation, 6. Neuralgie, 7. Tarragona, 8. Orangeade, 9. Wattmeter. – Lermontow.
Raten und Rechnen:

540	:	15	=	36
–		×		+
68	+	23	=	91
472	–	345	=	127

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit“ Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft“ in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft“ und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Erich Schmitt: Benjamin und Benjamin (11)

Tierpfleger Ede verabschiedet sich von Benjamin:

Ich fahre in Urlaub. Vertritt mich gut, Benjamin!

Hau ab, Steppke! Der alte Popke schmeißt die Nachtwache schon…

KASSE

Als Benjamin den Zoo gerade verlassen will, hört er lautes Trompeten und sieht, wie sich Freund Benjamin jemandem entgegenstürzt!

Elefanten haben ein sprichwörtlich gutes Gedächtnis. Sie vergessen nie, wenn ihnen jemand etwas Böses angetan hat. Als der Hilfstierpfleger Popke mit einer Flasche Schnaps und brennender Zigarette das Elefantenhaus betritt…

Zu Hilfe! Rettet mich!

Zurück, Benjamin! Sei friedlich! Ich bleibe bei dir!

Das Ungeheuer hätte ihn umgebracht!

Gib's ihm, Benjamin!

Los, gib dem Popke Saures!

Mein Kleiner, schön ruhig durchatmen!

Herr Popke hat wieder geraucht und hatte auch Schnaps bei sich – wie damals, als er den Stall in Brand gesteckt hat!

Der Elefant wollte mich töten! Er ist böse!

Ich habe alles mitangesehen!

Ein Tier, das einen Menschen angegriffen hat, darf nicht im Zoo bleiben! Es muß getötet oder verkauft werden!

Direktor ▶

Benjamin ist aber unschuldig!

Sehr erfreut, Herr…

Albert Meyer, Direktor vom Zirkus Alberto.

VERKAUFS-VERTRAG

Wie gefährlich ist dieser Elefant nun wirklich?

Nicht gefährlicher als jeder Elefantenbulle. Aber einmal wollte er tätlich werden!

Dieser junge Mann hat ein freundschaftliches Verhältnis zu Benjamin. Ihm gehorcht der Elefant aufs Wort.

Benjamin gibt für den Zirkusdirektor eine kleine Vorstellung. Eine Dressur, bei der unglaublicherweise kein einziges Kommandowort fällt. Herr Meyer ist entzückt und bietet den beiden einen Vertrag für seinen Zirkus an. Der Junge Benjamin ist begeistert, und auch der Zoodirektor stimmt – schweren Herzens – zu.

So ist es brav, Benjamin. Nun bist du für immer vor Popke in Sicherheit!

IRKUS

Unglaublich! Unglaublich!

Der Vogelmarkt

Fortsetzung von Seite 35

Ich lese sie meinem Mann vor, wenn er von dem Unternehmen zurückkommt. Du brauchst gar nicht zu lachen! Ich weiß genau, was du jetzt über mich denkst. Aber das ist mir egal, das kannst du mir glauben! Ja, ich werde meinem Mann auswendig Gedichte vortragen. Jede passende Gelegenheit werde ich dafür nutzen, weil ein Seeoffizier vom Wesen her ein Dichter sein muß. Und überhaupt, ihr Männer werdet schnell hart und rauh, wenn man euch nicht erzieht, und Poesie veredelt die Seele. Das steht nun mal fest. Und wenn du es wissen willst, auch dir fehlt Poesie, in diesem Sinn ist dein Leben arm. Glaub mir, das spürt man sofort! Ich sehe zum Beispiel gleich, ob ein Bursche zu hohen Gefühlen fähig ist oder nicht. Man sagt, es gibt Arme und Reiche – sicher ist das so. Aber ich verstehe das auf meine Weise: arm ist der, der Poesie nicht versteht, und reich der, mag er auch vielleicht schlecht gekleidet sein und kein Geld haben, der in seiner Seele ein Dichter ist. Empfindest du es nicht so?"

Wer mochte denn schon Palmira widersprechen, wenn deren Augen so nah waren, wenn ihr warmer Atem einen berauschte und man keine Kraft hatte, sich mit dem Gedanken auszusöhnen, daß sie sich einem anderen verschrieben hatte, fest an einen sagenhaften Seeoffizier glaubte.

Sollte sie das wirklich sein, die romantische Palmira, die jetzt Papiertütchen dreht und mit ihrem Mann fettiggraues Gemenge, winzige, zu einer geschmeidigen Masse verschlungene Würmchen verkauft, deren Anblick allein Ekel hervorruft? Das ist nicht möglich! Sie soll doch die Technische Hochschule absolviert und in einem Forschungsinstitut gearbeitet haben. Und jetzt dies? Röhrenwürmer? Der finstere Ehemann, der gierig aus den Händen der Käufer die Kopeken und Rubel in einen genauso ausgeblichenen Regenmantel wie den ihren steckt, in dessen große Tasche, die sich durch das Gewicht der Einnahmen nach unten zieht.

Sind das überhaupt ihre Hände?

Eine beunruhigende Trauer, der Angst, panischem Schrecken vergleichbar, treibt ihn von dem Stand, als wäre er zufällig, versehentlich Zeuge des Abstiegs einer einst geliebten Frau geworden, Zeuge des Elends eines nahestehenden Menschen, der einmal von Meer und Felsen geträumt hat und dem man nicht mehr helfen kann.

Es wäre schrecklich, ihrem Blick zu begegnen! Von ihr erkannt zu werden... Ihre quälende Verlegenheit, Verwirrtheit zu sehen. Sie, die niemals verlegen war oder ihre Selbstbeherrschung verlor, könnte diesmal wohl schwerlich die Ruhe bewahren. Mein Gott! Palmira handelt auf dem Vogelmarkt! Nach der Routine zu urteilen, sind sie und ihr Mann keineswegs Neulinge auf dem Markt. Folglich fahren sie auch gemeinsam zu irgendeinem Tümpel mit ihrer Ausrüstung für den Würmerfang. Irgendwie, mit einer besonderen Methode, holen sie sie dort raus, frieren und schwitzen gemeinsam, werden gemeinsam müde. Wer hätte das gedacht! Ob sie sich wohl selbst noch ihrer Träume erinnert, der kleinen Bibliothek, der Gedichte? Oder gerade trotzdem... Wohl kaum. Offensichtlich bringt der Handel etwas ein. Nein, es will einfach nicht in den Kopf: Palmira und dieses widerliche, verdorbenem Hackfleisch ähnliche Fischfutter. Das ist das Ende! Ein Eisberg, dem man lieber aus dem Weg geht.

Das Leben hat einen anderen Verlauf genommen, der Seemann ist nicht gekommen, hat sie nicht an die Ufer des düsteren Meeres entführt, in das kleine Haus, von dem sie geträumt hat. Das Geld reicht sicher nicht..., also muß man mit Röhrenwürmern handeln. Aber ob sie das erträumt hat! Ach, schade ist es trotz alledem. Wie hübsch sie war! Er sollte noch mal hingehen und sie sich richtig ansehen. Doch die Angst läßt einen nicht los. Und wenn er sich nicht irrt und sie ihn plötzlich erkennt? Wie sich verhalten? Den Bemitleidenswerten möchte er nicht spielen und prahlen erst recht nicht. Die Gefühle haben sich längst beruhigt, keine Liebe mehr und kein Zorn – einzig und allein Mitleid. Was du hier machst, ist jämmerlich! Ja aber, wie man so sagt, jeder ist seines Glückes Schmied.

Jetzt, zerstreut nach den Seiten Ausschau haltend und den Händler mit den Mückenlarven suchend, dachte er an Palmira, spürte sie, die frühere, fast mit den Händen, es kam ihm vor, als nähme sie erneut einen so großen Platz in seinem Leben ein, daß sogar die Zeit zurückfloß, als gäbe es nicht ein Vierteljahrhundert ohne sie, als hätte ein kalter Zugwind sie aus dem Gedächtnis zurückgeholt und den Kopf betäubt.

Ein Schwarm Tauben kreist hoch im sanften Frühlingsblau des Himmels, und seitwärts schießt, einen großen Kreis beschreibend, eine fremde weiße dahin, hell leuchtend in den Sonnenstrahlen, nähert sie sich dem Schwarm und löst sich wieder, entfernt sich zur Seite, mit einer nahezu panischen Geschwindigkeit über den Himmel jagend, gerät aus dem Blickfeld, taucht bald wieder auf. Ein herrlicher, eleganter Schwarm. Die Tauben teilen die Luft mit aufblitzenden Schwingen, genießen den Flug in der Höhe.

Doch ganz in der Nähe schweigt konzentriert, Papiertütchen drehend, die schöne Palmira; es schweigt auch ihr Mann, die Tasche mit Geld vollstopfend, manchmal nur fragt er, wenn der Käufer schweigt: „Und Sie?"

Man möchte es glauben und doch wieder nicht.

Die Zeit verstreicht. Die Füße frieren schon. Die Kälte des dunklen Eises verursacht Gliederschmerzen, da ertönt plötzlich hinter einem Rücken die bekannte fröhliche Stimme: „Da sind sie wieder, meine Akrobaten! Von früh bis spät stehen sie auf den Ohren und wollen nicht mal was zu essen! Stehen nur auf den Ohren! Sechzig Kopeken das Schächtelchen. Jede Mückenlarve ein Anbeißen!" Jetzt hat alles seine Ordnung – die Mückenlarven sind in der Tasche.

Von weitem noch einen Blick auf Palmira, versteckt hinter einem Rücken hervor, damit sie nichts merkt. Und ab nach Hause. Doch weder Palmira noch ihr Mann sind bei den Ständen für Futtermittel zu sehen. Als wären sie niemals hier gewesen, als hätte ich mir das alles nur eingebildet: die Fuchskappe, das bekannte Gesicht, die klammen, grob gewordenen Hände...

Und wieder an den leuchtenden Fischchen vorbei, ein Abschiedsblick: ach, was für Neonen! Der eine sucht Gewinn, der andere Trost für die Seele, die während der Woche müde geworden ist. Wer seine Fischwirtschaft entlasten will, gießt Jungfische nicht eimerweise ins Klosettbecken!

An den Eingängen zum Markt wird es etwas freier. Man kommt schon nicht mehr vom Taganskaja-Platz, sondern fährt von hier, vom Markt weg, die Leute haben sich in einer langen Reihe angestellt, versuchen zur Taganskaja, zur Metro zu fahren. Flut wechselt mit Ebbe.

Auf der Straße vor dem Markt ein heilloses Durcheinander! Straßenbahnen klingeln, Autos hupen, Leute fluchen gottserbärmlich. Unter den Füßen eine braune Eisbrühe, in der selbst die Straßenbahngleise versinken. Spritzer fliegen auf, nicht nur von den Autos, sondern auch von den Straßenbahnrädern. Eine Frau mit einem Hündchen unterm Mantel tritt in der Menge geifernd für die Hunde ein, versichert, daß sie bei weitem reinlicher sind als die Menschen, sich nicht mit menschlichen Krankheiten anstecken, wobei sie besonders unterstreicht, daß die Hunde niemals an diesen ekelhaften Geschlechtskrankheiten leiden – im Unterschied zu den schmutzigen und lasterhaften Menschen, sie ruft mit dieser Erklärung Gelächter hervor. Aus ihrer Stimme klingt grimmiger Haß auf die Menschen, als verteidige sie nicht ein Hündchen, sondern verfluche die Menschen. In den Augen glüht tierischer Fanatismus. So ein Weib ist fähig, einen zu erschlagen, wenn es sieht, wie jemand mit der Peitsche einen ungehorsamen Hund straft. Das ist nicht erlaubt! Das ist Sünde! Tabu! Einen Menschen darf man schlagen, einen Hund nicht! Das ist inhuman!

Die bösen Augen, das runzlige, gallige Gesicht, der Kopf sind angefüllt mit abscheulichem Haß, der sie von Tag zu Tag entsetzlich quält, Herz und Seele zermürbt. Sich selbst bedauert sie nicht, wenn sie die Tiere verteidigt. Sicherlich hat sie irgendwann einmal wirklich geliebt. Die Liebe reichte sowohl für die Menschen als auch für die jüngeren Brüder.

Jetzt dagegen hat man den Eindruck, als ob auch ihr Herz runzlig geworden sei und die Liebe sich in einen ihr selbst widerlichen Haß auf alles Lebende verwandelt hat. Die Hunde sind lediglich da, um die Leere zu verdecken, sind der Versuch, sich selbst vor den Giftdämpfen der eigenen Seele zu retten, die dieser Frau so viel Qualen bereiten, daß sie zu bedauern keine Sünde ist. Mit einem solchen Haß im Herzen sich an eine Liebe erinnern! Die Liebe, das ist etwas anderes. Aber die Hundchen... Die Hundchen sind die Rechtfertigung für den Haß auf das Leben allgemein. Wenn man so ein armes Tier verteidigt, kann man ein übriges Mal auf die Seele eines Menschen spucken. Und das ist die ganze Liebe!

Ein dunkelgrüner Shiguli bremst scharf, als er aus der Quergasse herausfährt, und hupt aufgebracht, fast wäre er mit einem Kleinbus zusammengestoßen. Rechts vom Fahrer sitzt eine Frau mit einer Fuchskappe, gleichgültig blickt sie auf die Leute, die in der Schlange stehen. Doch plötzlich wechselt die Gleichgültigkeit auf ihrem Gesicht in einen Ausdruck äußerster Verwunderung. Sie wird unruhig, starrt auf den Mann, der in der Schlange steht, und wie gegen ihren Willen hebt sie unschlüssig die Hand... Das Auto fährt mit weich brummendem Motor und Abgase ausstoßend langsam vorbei. Der Sicherheitsgurt hindert die Frau, sich umzudrehen. Aber sie läßt die Scheibe herunter, steckt die Hand raus und winkt jemandem, wobei sie die Finger bewegt, als wollte sie sie im Strom des Gegenwinds kühlen.

Ach, du Vogelmarkt. Zwei Tage in der Woche lärmst du, singst für ganz Moskau mit Vogelstimmen, schlägst mit Flügeln, leuchtest mit regenbogenfarbenen Fischen! Wieviel Leidenschaften brodeln in den Grenzen deines offenen und freien Reiches! Wieviel glückliche Minuten schenkst du deinen müßigen Bürgern, wieviel Überraschungen, Hoffnungen und Betrübnis... Ein warmes flauschiges Klümpchen, an die Kinderbrust gepreßt. Die Tränen eines Mädchens, das die Eltern, die ihr keinen Hamster gekauft haben, vom Markt tragen. Und der da, mit den so wichtigen Mückenlarven unter dem Mantel – der Hoffnung auf Anglerglück.

In Ihrer Serie „Völkerschaften der UdSSR“ kommt die Gleichberechtigung aller sowjetischen Nationen und Völkerschaften sehr gut zum Ausdruck; Ihr seid auf dem richtigen Weg.

Walter Bär, Leipzig

Für mich ist es immer wieder erstaunlich, interessant und aufschlußreich, mit welcher Hingabe die Sowjetregierung auch den kleinsten Völkerschaften alle Möglichkeiten zu ihrer Entfaltung gibt.

Kirsten Bäuerle, Eggesin

Der Aufschwung all dieser kleinen Völker ist großartig. Ich bin jedesmal tief bewegt von dem Weg, den die kleinen Völker zurückgelegt haben.

Margot Winkler, Weimar

Mit dieser Serie leistet die FREIE WELT (pädagogisch gut gemacht!) einen ausgezeichneten politischen Beitrag. Obwohl Fachschuldozent, bekenne ich offen, daß vieles über die ASSR der Komi für mich gänzlich neu war.

Johannes Niemann, Berlin

Durch die Völkerschaftsserie bekommt man einen tieferen Einblick in das Leben dieser kleinen Völker und kann ermessen, welcher Segen der Sozialismus für sie ist; denn nur die Sowjetmacht konnte sie derart beflügeln, daß sie aus so erbärmlicher Rückständigkeit zu solchen Leistungen befähigt wurden.

Gerhard Göpel, Benndorf

Es ist immer gut zu wissen, wie man anderswo lebt und denkt; denn wer sich kennt und schätzt, wird immer nur in Freundschaft miteinander leben wollen und bereit sein, dafür einzustehen.

Anneliese Hilprecht, Halle (Saale)

Die Völkerschaftsserie bringt uns das „Russische Wunder“ in der Nationalitätenpolitik nahe.

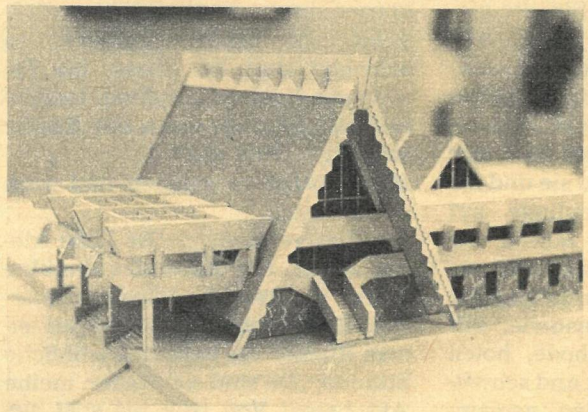
Hans Stollberg, Halle (Saale)

Die bei den Komi geschilderten Bedingungen (geographisch, historisch, klimatisch) und die dort unter der Sowjetmacht durch die Haltung und den Fleiß der Bürger vollbrachten Leistungen rechtfertigen das Lösungswort („Hier bekommt man vor sich selber Respekt.“).

Fritz Volkmer Hoyerswerda

Ich besuchte die Volksschule von 1922 bis 1930. Was erfuhren wir damals über Rußland ... Wie freut es mich, daß eine so große Völkerfamilie friedlich nebeneinander leben kann!

Albert Mahlow, Barth



1985 findet in Syktywkar, der Hauptstadt der Komi-ASSR, ein internationaler Finnougristen-Kongreß statt. Nebenstehendes Foto zeigt das Modell eines neuen (hölzernen) Restaurants, das bis zum Kongreß erbaut sein wird.

ASSR der KOMI

Zum internationalen Finnougristen-Kongreß in Syktywkar wird von seiten der DDR neben anderen Wissenschaftlern Frau Dr. Ingeburg Winkelmann, Ethnographin der Humboldt-Universität zu Berlin, delegiert werden. Die finnougrischen Sprachen, über ein großes Gebiet verstreut, werden auf eurasischem Territorium gesprochen. Dieses Territorium erstreckt sich von der Ostsee über den hohen Norden der Sowjetunion und über Sibirien bis zur chinesischen Grenze, bezieht Ungarn im Donauraum mit ein, wo mit rund 14 Millionen Sprechern heute die größte der finnougrischen Einzelsprachen anzutreffen ist. Insgesamt wird Finnougrisch gegenwärtig von mehr als 23 Millionen Menschen auf der Welt gesprochen.

FREIE WELT: Frau Dr. Winkelmann, der Finnougristen-Kongreß findet alle fünf Jahre statt, 1975 hatte Ungarn die Spezialisten eingeladen, 1980 war es Finnland, im nächsten Jahr wird die Sowjetunion Gastgeber sein. Welche Nationen und Völkerschaften sprechen in der Sowjetunion finnougrisch?

Dr. Winkelmann: Die Esten, Karelier, Wepsen, Saamen, Mordwinen, Mari, Udmurten, Chanten, Mansen, Komi-Permjaken und die Komi. Ich habe mich mit diesen Völkern besonders beschäftigt – deshalb die Delegierung.

FREIE WELT: Einige Leser unseres Sammelbeitrages über die ASSR der Komi – erschienen in Heft 25/83 – wundern sich über die ausgeprägt russischen Namen und wüßten gern noch Genaueres über die historischen Beziehungen des Volkes der Komi zu den Russen.

Dr. Winkelmann: Bereits im 10. Jahrhundert siedelten sich auf heutigem Territorium auch Russen an; im 11. Jahrhundert wurde das Gebiet von den Nowgorodern entdeckt, die Bewohner sind ihnen vom 12. bis 14. Jahrhundert tributpflichtig gewesen. Als das heutige Komi-Territorium 1478 an Rußland angegliedert wurde, waren die Bewohner bereits eng mit der russischen Kultur verbunden; im 19. und 20. Jahrhundert erfolgte eine besonders enge Verflechtung; worunter ein gegenseitiges Geben und Nehmen zu verstehen ist. Heute sprechen sowjetische Ethnographen von einer Synthese der Kultur der Komi und der Russen.

FREIE WELT: Uns kam die Kleidung der Komi-Frauen sehr russisch vor.

Dr. Winkelmann: Ähnlich ja, aber es haben sich doch viele Details erhalten, zum Beispiel die grellen Farben rot, gelb, grün. Etwas ganz Besonderes ist bei den Komi ein Teil der Jägertracht: ein ärmelloses Wams aus Filz oder Baumwolle mit Lederbesatz, an den Seiten offen, mit Lederriemen zusammengehalten. Und noch heute ist es üblich, zumindest auf dem Lande, daß die Komi-Braut ihrem Bräutigam lange selbstgestrickte Strümpfe schenkt – um ihre Fingerfertigkeit, ihren Schönheitssinn, ihre Ausdauer unter Beweis zu stellen. Die Komi-Frauen stricken außerdem gern farbenprächtig ornamentierte Handschuhe, Schals, Tücher und lieben es, selbstgewebte Gürtel zu tragen. Trotz der hohen Industriali-

Typische Komi-Haushaltsgegenstände, gefertigt aus Holz und Birkenrinde; in den Formen ist hier viel Verwandtes mit den Nordrussen zu entdecken.

Pera, der Recke, Komi-Märchenheld, besiegt Wissel, den Waldgeist.

Sport wird von klein auf großgeschrieben. Bei der diesjährigen Winterolympiade holte die Ski-Langläuferin Raissa Smetanina aus Syktywkar zweimal Silber – über 10 und über 20 Kilometer.

sierung der Komi-ASSR – 95 Prozent der Bruttoproduktion der Volkswirtschaft entfallen auf die Industrie – haben die Komi viele ihrer Sitten und Bräuche bewahrt.

FREIE WELT: Noch heute ist es zum Beispiel üblich, daß die Landbewohner sogenannte Winter- und Sommerhäuser bewohnen. Die Häuser waren (und sind) mit schönem Holzzierat versehen.

Dr.Winkelmann: Typisch für die Komi sind geometrische Ornamente. Bei der Familie Kusnezow bekamen Sie – im Sommerhaus – Fisch vorgesetzt. Früher war bei den Komi Fisch eine rituelle Speise, noch immer gilt ein Fischgericht als Festessen – zum Beispiel bei Hochzeiten, beim Einzug in eine neue Wohnung...

FREIE WELT: Viele kleine Völker wurden vor der Revolution mit diskriminierenden Namen bezeichnet, ihre Selbstbezeichnung war oft ganz anders. Wie ist das mit den Komi?

Dr. Winkelmann: Vor der Revolution gab es die Permjaken und die Syrjänen. An der ersten Bezeichnung ist nichts Abfälliges, sie zeigt lediglich an, daß die Bewohner in der Gegend von Perm leben. Die Syrjänen – „Die an entlegenen Orten Wohnenden" – wollten diesen Namen aber nicht „auf sich sitzen lassen". Und so wurde ihre Selbstbezeichnung Komi (Mensch) der offizielle Name. Da Komi und Permjaken in Kultur und Lebensweise sehr verwandt miteinander sind, nannten sich die Permjaken nach der Revolution Komi-Permjaken, sie bewohnen heute den an die Komi-ASSR angrenzenden Autonomen Bezirk der Komi-Permjaken.

FREIE WELT: Können sich Komi und Komi-Permjaken verständigen?

Dr. Winkelmann: Ja. Übrigens nannte man das Land der Komi-Permjaken in alten russischen Dokumenten „Perja maa", das bedeutet, ähnlich wie bei den Syrjänen, „Das Land, das weit weg ist".

FREIE WELT: Frau Dr. Winkelmann, aus vielen Zuschriften geht hervor, daß unsere Leser das Volk der Komi, das diesseits und jenseits des Polarkreises unter so rauhen klimatischen Bedingungen lebt und arbeitet, ins Herz geschlossen hat. Werden Sie uns nach Ihrer Rückkehr wieder Rede und Antwort stehen?

Dr. Winkelmann: Gern, und ich werde Ihnen berichten, wie es sich in dem neuerbauten Restaurant sitzt und ißt.

Die Fragen, die zu diesem Interview führten, schrieben uns die Leser Karl Schweers, Halle (Saale); Otto Schneidereit, Stralsund; Heinz Schiemann, Hoyerswerda; Eva-M. Neuhäuser, Hohenleipisch; Norbert Schmidt, Berlin; Ines Rumberg, Freital; Elisabeth Brückner, Frankfurt/Oder. Das Interview führte Gisela Reller, die Fotos sind von Peter Meißner.

★

Wer stiftet denn eigentlich die attraktiven Preise für die Leser?

Lothar Rettschlag, Osterweddingen

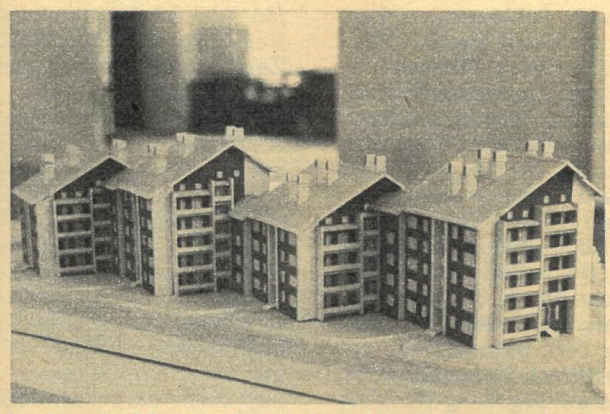
Natürlich Ihre FREIE WELT.

Ich würde mich gern mit einem Bürger der ASSR der Komi schreiben. Vielleicht andere Leser auch.

E. Spiering, Hennigsdorf

Schreiben Sie an: Valentina Suchanowa, 169 400 Uchta 16, Shachtinskajastraße 16.

Valentina ist Deutschlehrerin.



In einer Architektur-Ausstellung des Museums für Bildende Kunst sind auch diese Modelle zu sehen...

... attraktive ländliche Bauten. Im Dorf Objatschewo sind sie – Experimentalbauten – bereits bezogen.

Ich bin Russischlehrer und seit vielen Jahren Vorsitzender der DSF-Grundeinheit unserer Schule. Jeder Beitrag der Völkerschaftsserie wird im Kollegenkreis weidlichst ausgewertet.

Herbert Walter, Bobenneukirchen

Die Kenntnisse, die Ihr mir mit Eurer Serie vermittelt, gebe ich im Polytechnischen Unterricht weiter.

Gerhard Scholich, Dresden

Eure Völkerschaftsserie wird abgelegt und immer mal wieder zur Hand genommen. Sie hilft mir, mein Rentnerleben sinnvoll zu gestalten.

Gerhard Treike, Fürstenwalde

Mir gefiel besonders der Bericht über die einfache Familie Kusnezow.

E. Spiering, Hennigsdorf

Sehr gut fanden wir die vier farbigen Karten und das Porträt über den Lenin-Darsteller Awramow.

Elisabeth Laton/ Erich Behr, Berlin

Beeindruckt bin ich auch von den vielen schönen Aufnahmen.

Claudia Neuwald, Karl-Marx-Stadt

Ich begrüße die Sammelserie sehr – sie festigt Standpunkte in der Diskussion!

Irmgard Maul, Aschersleben

Die Serie ist wunderbar zur Anlegung eines Archivs geeignet.

Rolf Gellien, Schwerin

Jeder Beitrag der Sammelserie ist Gesprächsstoff für einen schönen Abend in der Familie ohne Fernseher.

Ingeborg Mikutta, Halle-Neustadt

Die Sammelserie ist für mich als Russischstudentin sehr aufschlußreich. Für wesentlich halte ich, daß über jeden Bereich berichtet wird. Nicht nur über die Traditionen, nicht nur über die Industrie...

Andrea Eckoldt, Rostock

Ich sammle die Serie, weil ich meinem Enkel vieles vermitteln möchte. Heute werden ihm gute Kenntnisse in Heimatkunde bescheinigt, morgen vielleicht über die Sowjetunion; er besucht die zweite Klasse.

Ilse Wellner, Greifswald

Ich sage danke heut / über die Gestaltung hab ich mich gefreut. / Viel Wissenswertes konnten wir erfahren / über das Leben der Komi und ihrer Vorfahren. / Mit viel Takt und Feingefühl geschrieben / lernten wir dadurch Land und Leute lieben.

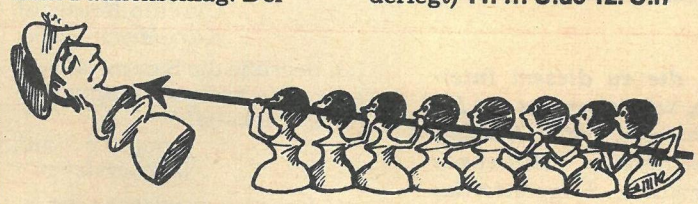
Luise-Charlotte Kramer, Greifswald

SCHACH-GESCHICHTEN

Alexander Dmitrijewitsch Petrow (1794–1867)

Der „Philidor" des Nordens

Es dauerte bis zum 19. Jahrhundert, ehe ein russischer Schachspieler über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannt wurde; aber dann geschah dies mit einem Paukenschlag. Der

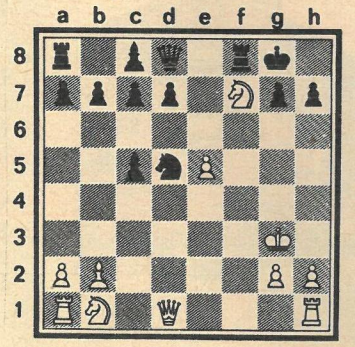


Name Alexander Dmitrijewitsch Petrow ging um die Welt und kündete von der Geburt einer neuen, der russischen Schachschule. Alexander Petrow stammte aus dem niederen Adel und machte eine Karriere im Verwaltungsdienst, die ihn verhältnismäßig rasch auf einen gehobenen Posten in Warschau führte. Wegen „dienstlicher Unabkömmlichkeit" lehnte er alle Einladungen zu internationalen Schachturnieren in Europa ab, traf folglich nie im direkten Vergleich auf die führenden Schachmeister seiner Zeit. Sein Ruhm gründete sich auf drei Faktoren: Erstens bewies er in Petersburg und Warschau seine enorme Stärke als Praktiker. In Zweikämpfen bezwang er die besten russischen Schachmeister – A. Kopjew, Karl Jaenisch, Dmitri Urussow und Ilja Schumow. Zweitens war Petrow ein bedeutender Theoretiker und Forscher. Zusammen mit seinem Schüler Karl Jaenisch arbeitete er die Russische Eröffnung aus, die auch als „Eröffnung Petrows" bekannt ist. Sein 1824 erschienenes Buch „Das Schachspiel, systematisch geordnet, unter Einschluß der Partien Philidors und nebst Kommentaren zu denselben" ist ein fundamentales Werk, auf das die sowjetischen Großmeister heute noch zurückgreifen. Drittens war Alexander Petrow der Pionier der russischen Schachkomposition. Seine Aufgaben – die berühmteste ist „Napoleons Flucht von Moskau nach Paris" – wurden in der ganzen Welt gedruckt. So kam es, daß die Franzosen Alexander Petrow den „Philidor" des Nordens nannten, was zweifellos die höchste Ehre seitens eines Volkes ist, für das François André Philidor so etwas wie ein Nationalheld ist. Die folgende Partie wurde 1844 in Warschau gespielt.

Italienisch
Weiß: Hofman – Schwarz: Petrow

1. e4 e5 2. Sf3 Sc6 3. Lc4 Lc5 4. c3 Sf6 5. d4 ed 6. e5 Se4 (Später kam Petrow zu dem Schluß, daß 6 … d5! vorzuziehen ist. So setzte er auch 1847 in einer anderen Partie fort) **7. Ld5! S:f2 8. K:f2 dc+ 9. Kg3 cb 10. L:b2 Se7 11. Sg5?** (Wird von Petrow mit einer weit berechneten Kombination glänzend widerlegt) **11. … S:d5 12. S:f7 0–0!** (Ein prachtvolles Damenopfer! siehe Diagramm!) **13. S:d8** (Auf 13. D:d5 antwortet Schwarz einfach 13 … T:f7 mit überlegenem Spiel) **13 … Lf2+ 14. Kh3** (Auch nach anderen Königszügen wird Weiß matt: 14. Kg4 Tf4+ 15. Kg5 h6+ 16. Kh5 Th4+ 17. Kg6 Se7X bzw. 15. Kh5 g6+ 16. Kh6 Th4+ 17. Kg5 h6+! 18. K:g6 Se7+ 19. Kf6 Tf4+ 20. K:e7 Lh4+ 21. Ke8 Tf8X. Die hübschen Varianten zeugen von der schöpferischen Phantasie Petrows) **14 … d6+ 15. e6 Sf4+ 16. Kg4 S:e6 17. S:e6** (Auch 17. g3 half nicht: 17 … Sd4+ 18. Se6 L:e6+ 19. Kh4 Sf5+ 20. Kh3 Se3+ 21. Kh4 Sg2+ 22. Kh5 g6+ 23. Kg5 Le3X) **17 … L:e6+ 18. Kg5 Tf5+ 19. Kg4 h5+ 20. Kh3 Tf3 matt.**

Heinz Stern



Nächste Folge: Alexander Goldenweiser: Heiße Liebe – ein langes Leben lang.

… und auf der Heide

… da suchten wir auch wieder beim praktischen Erfahrungsaustausch im Dezember 1983 unsere Freude: Forstleute aus dem Patenbetrieb Tschalna in Karelien und Neustrelitzer Grünröcke. Den Abschluß eines Besuchs unserer sowjetischen Kollegen bildet nun schon traditionell eine gemeinsame Jagd. Diesmal kamen drei Wildschweine, ein Stück Damwild und ein Reh zur Strecke. Vorher stand im Mittelpunkt natürlich das Holz – am Hiebort, in der Jungbestandspflege, im Sägewerk Mirow … Im Revier Waldsee, wo wir unseren Kollegen die Buchenwirtschaft erläuterten, gab es ein herzliches Wiedersehen zwischen Iwan Filipow, dem Gewerkschaftsvorsitzenden aus Tschalna, und Brigadeleiter Konrad Schmidt, der vor einigen Jahren in Karelien war. Seit 1972 bestehen unsere Partnerbeziehungen zum gegenseitigen Nutzen.

Gerd Vollrath, Neustrelitz

Das Eisenbahnkonzert

Gern erinnere ich mich an die fünfziger Jahre, als ich mit einem kleinen Akkordeonorchester ab und zu öffentlich musizierte. Einmal fuhren wir in ein Kurheim. Der Zug war mäßig besetzt; zwei Abteile weiter saßen einige sowjetische Soldaten mit einem Offizier. Bald kamen sie in unser Abteil. Zuerst radebrechten wir ein bißchen miteinander, bevor sich herausstellte, was sie erbaten: „Musik aus der Heimat!" Ich gebe zu, daß wir nicht die rechte Lust hatten. Schon schwitzen vor dem abendfüllenden Konzert? Im rumpelnden Zug spielen? Andererseits so unhöflich sein? Also packten wir die Instrumente aus und zeigten unser Können – Volkslieder, Tanzmelodien. Schließlich entpuppte sich der Offizier selbst als Meister seiner heimatlichen Musik. Und heute? Eine Maiveranstaltung ohne unsere sowjetischen Freunde – undenkbar!

Franz Fischer, Premnitz

Alle „meine" Kinder

Wo anfangen zu diesem Thema … Ich bin Hebamme, und es ergab sich, daß ich einige sowjetische Frauen entbinden konnte. Mit jedem neuen Leben, daß ich einer Mutter aus unserem Freundesland in den Arm legte, wurden auch meine persönlichen Bindungen stärker, denn in vielen Fällen rissen die Kontakte nicht ab. Ich denke an Vera Tschernenko, deren zweites Kind, die kleine Oxana, bei mir zur Welt kam. Oder an Alla Medwedskaja, für deren Tanja ich Tante Ulla bin. Wegen meiner Arbeit habe ich mich auch mehr mit der russischen Sprache beschäftigt, damit die jun-

Hier bekommt man vor sich selber Respekt

So lautet die Auflösung unseres Preisrätsels zum Beitrag „Die ASSR der Komi" (FW 25/83) innerhalb der Serie „Völkerschaften der UdSSR". In unserem Beitrag sagte das ein Kohlekumpel aus Workuta, der Bergarbeiterstadt hinter dem Polarkreis. Und viele Leser fügten, wie Helmut Lange aus Radegast, hinzu: *… und auch vor den Leistungen der Einwohner dieser ASSR.*

Unsere Preisträger bei 40 000 Einsendungen:
1. Preis – 1000 Mark: Peggy Krannich, Suhl; 2. Preis – 750 Mark: Uwe Lehmann, Gera; 3. Preis – 500 Mark: Soldat Uwe Donner, Elsterberg; 4. Preis – 250 Mark: Andreas Erler, Meerane; 5. Preis – 100 Mark: Harald Köhler, Zierow; 6. bis 55. Preis – je 25 Mark: K.-H. Beyer, Ribnitz-Damgarten; Peter Sachtleben, Rangsdorf; Erika Gruber, Taura-Chemnitztal; Cathrin Quente, Leuna; Marga Schramm, Pesterwitz; Erhard Henschke, Tümpling; DSF-Kollektiv AP/AOV im VEB Kranbau Eberswalde; Gerhard Schumann, Bernburg; Renate Küster, Stralsund; Sebastian Schröter, Cottbus; Karl-Heinz Schmidt, Leipzig; Birgit Eisenblätter, Berlin; Holger Freitag, Rostock; Ramona Schewerda, Leipzig; Familie Franke, Fraureuth; Martha Gestewitz, Borna; Margarete Ahbe, Marksuhl; Manfred Seidel, Leipzig; Walter Kehrberg, Wendorf, Kr. Neustrelitz; Ursula Haufe, Dresden; Emma Sukatsch, Zwenkau; Holm Traudt, Schleusingen; Lieselotte Knoll, Berlin: Uffz. C. Klimmeck, Fürstenwalde; Annemarie Müller, Demmin; Martin Schäfer, Frankfurt/Oder; Ellen Wittenberg, Bernau, GWH; Richard Geller, Wiesenau; René Hilgers, Dresden; G. Linse, Erfurt; Kurt Helfer, Niederludwigsdorf; Bruno Stark, Strausberg; Klaus Baedeker, Bad Doberan; Fred Schleupner, Zernsdorf; Anton Schröter, Dessau; Ingeborg Winkler, Weimar; Gerda Dünisch, Erfurt; Günther Sielaff, Bad Bibra; Kristina Zschorn, Koselitz; Wolfgang Zbik, Altentreptow; Bärbel Scherzberg, Lieskau b. Halle; Lutz Schabenberger, Rostock 27; Jürgen Wand, Altenburg; Wolfgang Hermann, Görlitz; Herbert Rödel, Plauen; Roswitha Haase, Malchow; Liesl Gürtler, Steudnitz; Klaus Hoppe, Blankenfelde; Erika Schmidt, Parchim; Rudi Dober, Grimmen.

Souvenirs, mitgebracht aus Workuta, gewannen:
Lama-Puppe aus Rentierfell: Siegfried Roßdorf, Wolfen; Wand-Püppchen aus Rentierfell: Steffen Heiduk, Zeulenroda; Hortkollektiv „Paul Straube"-Schule, Querfurt; Thomas Reißland, Friedland; Uffz. Oliver Laborenz, Kriebethal; DSF-Gruppe Fern- u. Ausländerstudium Karl-Marx-Universität, Leipzig, Sektion Marxismus–Leninismus; Monika Peterhänsel, Hohenstein-Ernstthal; Wildlederhandschuhe: Hildegard Jäger, Querfurt; Skiläuferpüppchen aus Polarfuchs- und Rentierfell: Pierre Behrens, Dresden; Holzpüppchen mit Wildleder: ORZ

gen Frauen im Kreißsaal mit jemandem sprechen konnten. Und da ist noch Tanja Bobrinjowa in Brest. Sie war viele Wochen Patientin bei uns. Damals hatte meine Tochter in der 10. Klasse große Schwierigkeiten mit Russisch. Tanja schaffte es, daß ihre Einstellung sich wandelte, und sie das wichtige Fach mit „Gut" abschloß.

Ulla Linke, Bad Saarow

Liebe Leser! Das sind die ersten Beispiele aus Einsendungen zu unserer Leseraktion zum DDR-Geburtstag. Der Aufruf erschien in Heft 4/84. Wir freuen uns schon über Berge von Post. Der Korb mit Lösungen des Preisausschreibens füllt sich, die Briefmappen quellen über... Preise im Gesamtwert von 20 000 Mark sind zu gewinnen, außerdem winkt zehn Lesern eine Einladung nach Berlin vom Präsidium des Zentralvorstandes unserer Freundschaftsgesellschaft. Bis zum 11. April 1984 heißt es weiter:

für Land- und Nahrungsgüterwirtschaft, Rat d. Bezirks Gera, Abt. AO-Analyse; Hasen aus Rentierfell: Elke Schwebe, Arendsee, Geophysik R × 40; Heike Krebs, Neuruppin; kleine Märchenfiguren aus Rentierfell: Manuela Büchel, Rothenschirmbach; Jana Schulz, Grünberg; Christine Maimel, Gotha; Nico Stegemann, Berlin; Gisela Hannß, Lommatzsch; Annett Beusler, Wolfen; Disco-Täschchen aus Rentierleder: Katrin Höer, Berlin; Geldbörsen aus Wildleder: Eileen Hesse, Limsdorf; Steffi Polz, Piesteritz; Herta Müller, Velten; Elsa Bierig, Zinnwald; Geldbörsen aus Leder: Inge Arndt, Zeulenroda; Ina Schneider, Bad Langensalza; Brillenetui aus Rentier-Wildleder: Hans Patenge, Weimar; Sonne aus Rentierfell: Helene Knigge, Gloethe; handgeschnitztes Holzwandbild: Peter Krause, Groß-Schönebeck.

Wir gratulieren allen Gewinnern! Auf den Seiten 42/43 in diesem Heft veröffentlichen wir Leserbriefe und -fragen zum Beitrag über die ASSR der Komi.

Sie fragen wir antworten

Heute Reisen

Wir hätten gern gewußt, ob man bei Touristenreisen die Gruppe für ein bis zwei Tage verlassen kann, um bei sowjetischen Freunden zu bleiben.

Hildegard Rehländer, Berlin

Liebe Frau Rehländer! Eine organisierte Gruppenreise hat ein zeitlich festgelegtes Programm. Sie haben die Essensleistungen, Exkursionen und Ausflüge mitbezahlt. Es ist nicht möglich, ein oder zwei Tage nach eigenem Ermessen zu gestalten, weil Sie dann die Gruppe verlieren. Sie können auch nicht verlangen, daß die übrigen Teilnehmer auf ein oder zwei Personen Rücksicht nehmen, die eigene Wege gehen wollen. Wenn Sie Ihre sowjetischen Freunde besuchen möchten, empfiehlt sich eine Einzelreise, oder Sie lassen sich von Ihren Freunden zu einer Privatreise einladen. Selbstverständlich läßt aber eine organisierte Gruppenreise täglich einige Stunden freie Zeit, um sich mit Freunden zu treffen.

Ihr Karl-Heinz Gummich

Liebe Leser! Bitte schreiben Sie uns Ihre Fragen zu Touristenreisen in die Sowjetunion. Jeder 10. Einsender erhält eine Prospektmappe, jeder 50. Einsender erhält eine Reisetasche oder einen Koffer.

Prospektmappen erhalten: Walter Hinz, Dresden; Gisela Maak, Pößneck; Heinz Gerschau, Naumburg; Gerd Kasiske, Beeskow; Ilse Kahn, Johanngeorgenstadt; Gisela Jacob, Berlin; Irene Pachnicke, Leipzig.

Reisetaschen oder Koffer erhalten: Liane Dobel, Seebad Ahlbeck; Inge Beate, Dresden. Herzlichen Glückwunsch!

Leserfoto

Wenn das nicht international ist: Ein ungarischer Chefkoch schwang für drei Wochen im Interhotel „Newa" in der Prager Straße von Elbflorenz das Zepter – Spezialistenaustausch gastronomisch!

Rudolf Scheibe, Dresden

Preisfrage

Heft 6/84

Welcher sowjetische Schriftsteller – auch Schauspieler und Regisseur – schrieb einen Roman über Stenka Rasin?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 8/84. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an: Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Einsendeschluß: 28. März 1984. Auflösung von Heft 4/84: Sowjetische Militäradministration Thüringen. Wir gratulieren Irmgard Höpfner aus Bad Tennstedt.

Luftsprünge

Als Nachtrag zu „Silber für Recknagel" (FW 26/83) und zu unseren Sporterfolgen in Sarajevo eine Erinnerung: 1960 war ich in Bernau an der Hochschule der Gewerkschaften. Wenn es uns die Zeit erlaubte, haben wir alle Übertragungen von den Olympischen Winterspielen in Squaw Valley im Rundfunk angehört. Einer von uns wollte vom Skispringen alles ganz genau mitkriegen. Er stellte sich auf einen Hocker genau unter den Zimmerlautsprecher. Als Helmut Recknagel gesiegt hatte, sprang unser Kollege vor Freude in die Luft. Auf dem Fußboden zwischen den Trümmern von Lautsprecher und Hocker fand er sich wieder!

Wilhelm Armbruster, Schwarzenberg

Kunst im Zackenrand

Solche Mini-Kunstsammlung aus Gemäldebriefmarken („Puritaner liefen Sturm", FW 4/84) könnte mich auch fesseln...

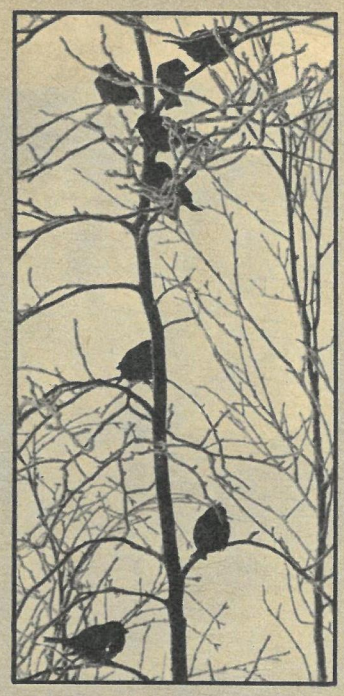
Martin Werner, Magdeburg

Hatten eigentlich Briefmarken schon immer „Zähnchen"?

Mimi Schuster, Leipzig

Die ersten Briefmarken mußten geschnitten werden. Ab 1854 gab die Post in Großbritannien und im australischen Staat Victoria gezähnte Briefmarken heraus. Die Methode verbreitete sich schnell. – Mit Gemäldeabbildungen passierten übrigens kuriose Dinge. Als die 400-Jahr-Feier der Entdeckungsfahrten nach Amerika begangen wurde, erschienen zahlreiche Kolumbus-Sonderbriefmarken. Und mancher Sammler staunte, daß dem Seefahrer zwischen „Land in Sicht" und den ersten Schritten auf dem neuen Kontinent ein ansehnlicher Vollbart gewachsen war. Die Auswahl unterschiedlicher Gemäldevorlagen hatte das bewerkstelligt. Die Abbildungen zeigen die Flotte und die Landung von Kolumbus.

Henri Hamann



Hallo, Fotoamateure!

Mit der „Eiszeit" wollen wir vorläufig Schluß machen. Wir würden uns über Frühlings- und Sommermotive von Land und Leuten aus sozialistischen Ländern freuen.

Ihr Leserforum

Schenkenländchen

Im Küchenlexikon erwähnt Ihr Autor ein „Schenkenländchen" in der Mark Brandenburg. Was versteht man darunter?

Paul Werner, Karl-Marx-Stadt

Das ist der Name der Gegend um die Stadt Teupitz, wo seit 1330 ein Adelsgeschlecht aus den Meißenschen Landen herrschte – die Schenken von Landsberg und Syda. 400 Jahre lang saßen sie auf Schloß Teupitz und schenkten ihren Untertanen ganz und gar nichts, sondern plünderten sie aus, wo es nur möglich war. Sogar für das Auflesen von Holz mußten die Teupitzer anderthalb Taler jährlich an die Schloßherrschaft zahlen. 1717 führte wachsende Verschuldung und Verpfändung dazu, daß die Schenkenherrschaft ein Hohenzollernsches Dominium wurde. Dies ist nachzulesen in detailreichen Aufzeichnungen über „Teupitz und das Schenkenländchen" von Hans Sussmann.

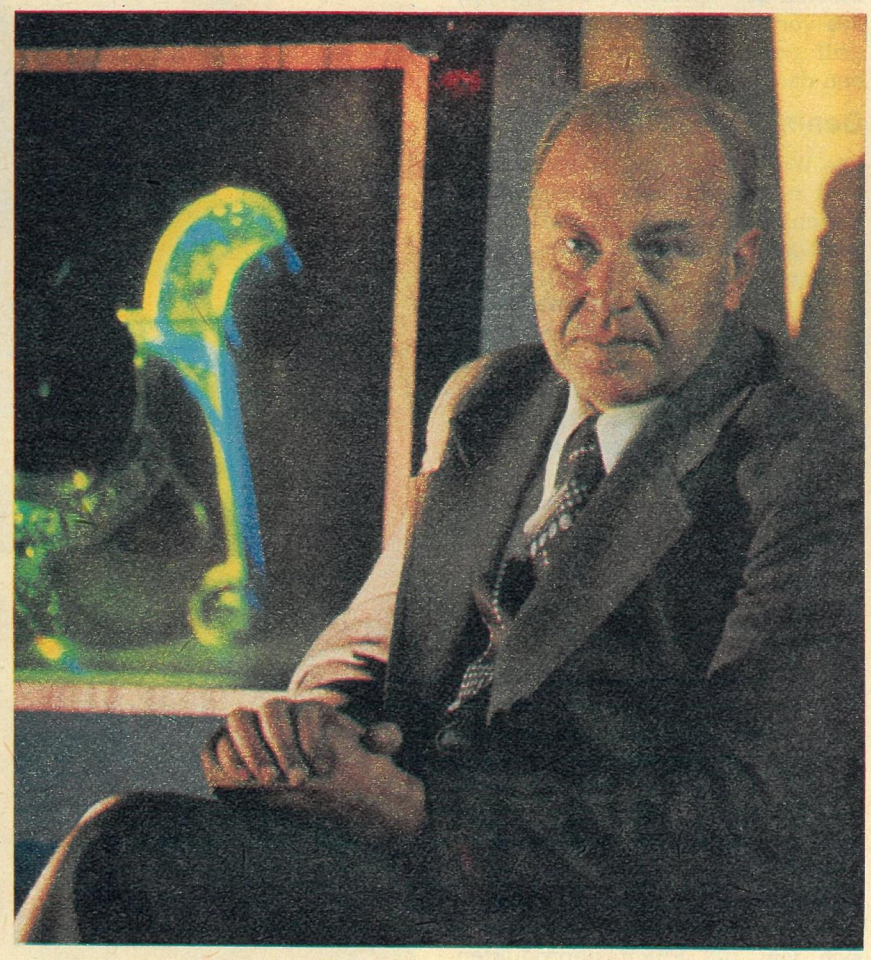
Hannes Schreiber

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Archiv, privat, Detlev Steinberg; Vignette: Martin Kotsch

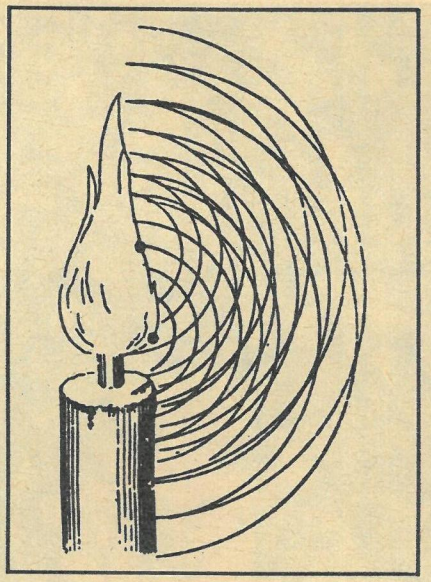
ZAUBER DER HOLOGRAPHIE

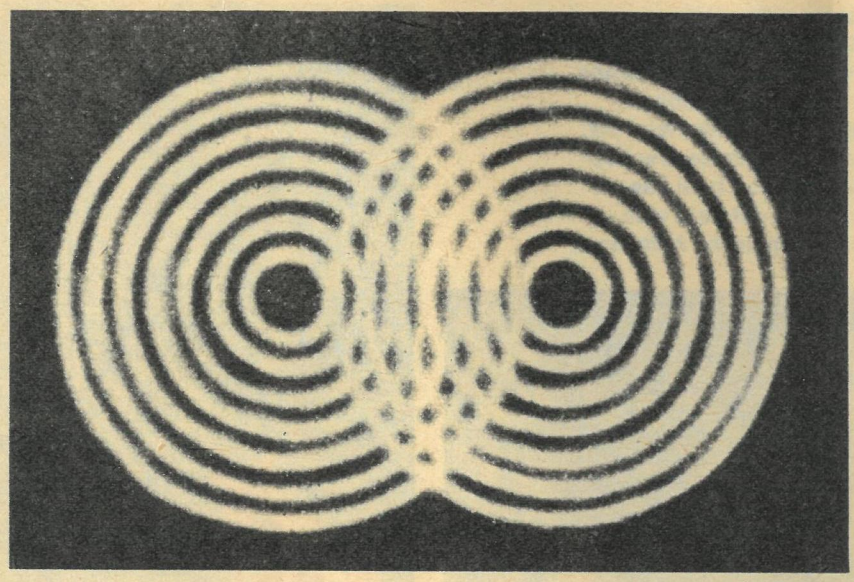
Rechts: Das Hologramm eines Kosmonautenhelms, gehalten vor dem Kopf des Mannes, erzeugt die Illusion, als hätte er den Helm auf. Links: Durch die Wechselwirkung von zwei Laserstrahlen entsteht eine holographische Aufnahme.

Als die Fotografie das Licht der Welt erblickte, schien sie das vollkommenste Abbildungsverfahren zu sein. Doch seit der Entdeckung der Holographie können Bilder erzeugt werden, die sich in ihrer plastischen Tiefe vom abgebildeten Original in nichts unterscheiden und mit ihm in ihrer räumlichen Wiedergabe optisch absolut identisch sind. Juri Denisjuk, Leninpreisträger (Bild rechts), entwickelte dieses Verfahren, angeregt durch Ideen Iwan Jefremows, einem Autor wissenschaftlich-phantastischer Erzählungen. FREIE WELT-Mitarbeiter Karel Hemzal sprach mit dem korrespondierenden Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR.



Holographie





Das Prinzip der Ausbreitung von Lichtwellen nach Huygens (links). Wenn zwei Wellenfelder aufeinandertreffen (rechts), bildet sich eine stehende Welle. Diese Erscheinung wird Interferenz genannt. Sie ist der Ausgangspunkt für die räumliche Wiedergabe des abgebildeten Objekts. Foto links unten zeigt eine holographische Platte im Gegenlicht. Fällt das Licht normal darauf, erscheint das abgebildete Original – ein Goldrelief aus einem Skythengrab – in seiner ganzen plastischen Tiefe.

Unser Mann lebt in Leningrad. Wenn er morgens in sein Institut ging, war er mit seinen Gedanken meist nicht bei seiner Arbeit. Er war unzufrieden. War er dort nicht am falschen Platz? Tag für Tag tüftelte er an der Weiterentwicklung optischer Systeme. Eigentlich eine interessante Tätigkeit. Aber sie forderte seine speziellen Fähigkeiten nicht heraus. Er hatte doch nicht Physik studiert, um sich dann mit ingenieurtechnischen Problemen herumzuschlagen. Aber physikalische Forschungsthemen waren im Arbeitsprogramm des Instituts nicht vorgesehen. Hier würde er kaum eine Chance haben, seine Pläne zu verwirklichen.

Viele Hürden hatte er überwinden müssen, um Physik zu studieren. Sie galt nach dem Kriege als das Nonplusultra in der Wissenschaft. Die Physik war so etwas wie eine Mode, ein Sog, der auch ihn mitriß.

Nach seinem Staatsexamen kam er an das Staatliche Optische Institut. Dort arbeitete er nun, erfüllte redlich seine Pflicht. Erledigte nicht ohne Erfolg gewissenhaft die ihm gestellten Aufgaben... und grübelte weiter.

Juri Denisjuk suchte ein Forschungsthema, das in einem Grenzbereich der Optik lag, ein Problem, das vor ihm noch niemand in Angriff genommen hatte. Wir schreiben das Jahr 1957.

Denisjuk hat eine Idee

Die Wege zu neuen Entdeckungen sind steinig und verschlungen. Die Geschichte der Wissenschaft kennt genügend Beispiele, auf welch sonderbare Weise Ideen entstanden sind, die zu fundamentalen Erkenntnissen geführt haben. Manche Entdeckungen eilten ihrer Zeit voraus, und sie verwandelten sich erst dann in praktische Realität, als die technischen Voraussetzungen vorhanden waren. Gleiche Entdekkungen wurden von verschiedenen Wissenschaftlern fast zur gleichen Zeit gemacht.

Obwohl Intuition und Phantasie in der Wissenschaft unabdingbar sind, um zu neuen Erkenntnissen zu gelangen, werden sie zuweilen durch psychologische Hürden gehemmt, die sich die Wissenschaft selber schafft. Die Autoren wissenschaftlich-phantastischer Romane indes eilen ihrer Zeit weit voraus und entwickeln Projekte, die es vielleicht niemals geben wird. Aber viele ihrer Ideen wurden mit der Zeit Wirklichkeit. Immerhin haben sich von 108 Phantasieprodukten Jules Vernes (1828 bis 1905) nur 10 nicht realisiert. Bei Herbert Wells (1866 bis 1946) waren von 86 Prognosen 77 richtig, von den 50 Zukunftsphantasien des Schriftstellers Alexander Beljajew (1884 bis 1942) bestätigten sich 47.

Denisjuk bewundert immer wieder die Fähigkeit solcher Schriftsteller, psychologische Hürden zu überwinden und ihrer Phantasie die Zügel schießen zu lassen.

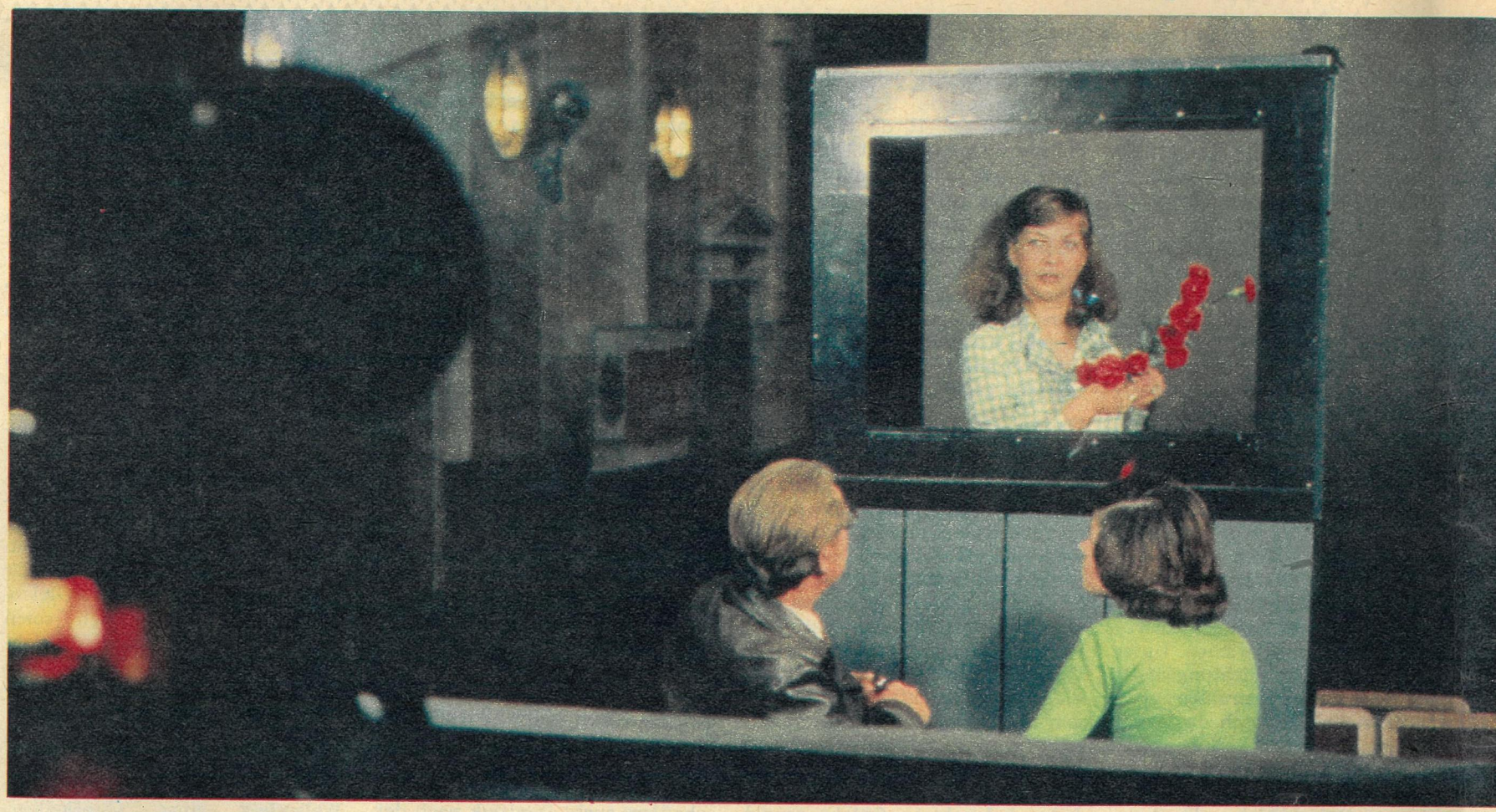
Und nun kommt ihm eine Idee. Nein, keine Erleuchtung wie ein Blitz aus heiterem Himmel. In seinem Gedächtnis taucht eine Erinnerung auf, eine Erinnerung an zwei Erzählungen des Schriftstellers und Paläontologen Iwan Jefremow. In ihnen schildert er ein Phänomen, das Denisjuk fasziniert. In der Erzählung „Sternenschiffe“ wird es zum erstenmal beschrieben: „Ein durch einen unerklärlichen optischen Effekt bis zu natürlichen Dimensionen vergrößertes seltsames, doch eindeutig menschliches Gesicht erschien aus der Tiefe einer völlig durchsichtigen Schicht. Eine unbekannte Methode ließ die Darstellung reliefartig und, was besonders auffiel, ungewöhnlich, ja unwahrscheinlich lebensecht wir-

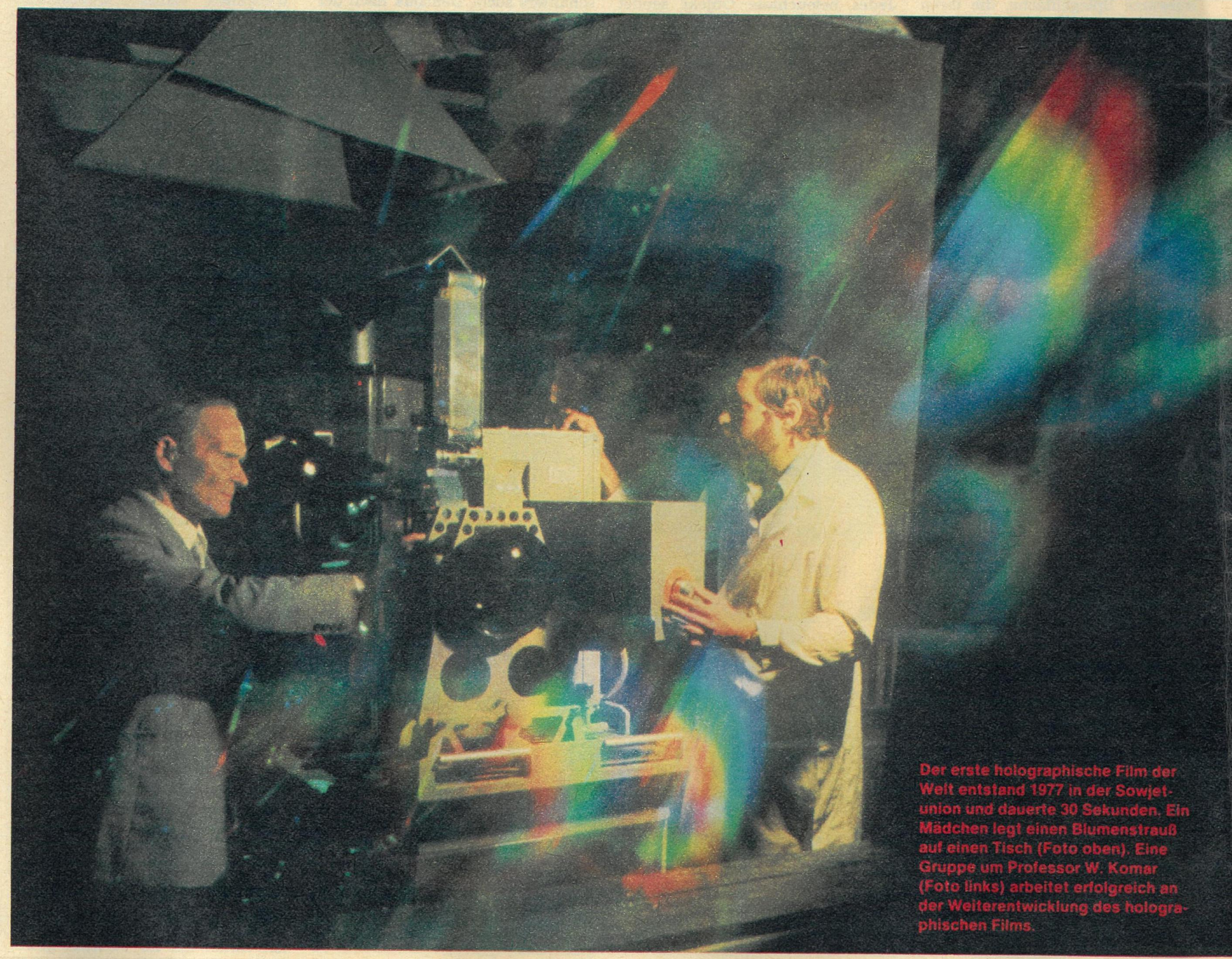
ken."
In der Erzählung „Der Schatten der Vergangenheit" stoßen Paläontologen auf eine Platte, in der eine scheinbar in der Luft schwebende Abbildung zu sehen war, die Millionen Jahre zuvor entstand.
„Über der blauschimmernden Schicht des ausgegrabenen Erdpechs erschien, aus dessen geheimnisvoller schwarzer Tiefe kommend, ein riesenhaftes grüngraues Gespenst. Der gigantische Dinosaurier, der die Köpfe der bestürzten Menschen in seiner aufrechten Stellung um zehn Meter überragte, blieb wie erstarrt am oberen Rande des felsigen Abhangs stehen... Das Gespenst stand unbeweglich da; durch seinen Körper schimmerten die schwarzen Felsen der Berge hindurch, doch man konnte gleichzeitig die kleinsten Einzelheiten am Körper des Tieres unterscheiden... Einige Minuten verstrichen. Unter dem Einfluß der Richtungsänderung der Sonnenstrahlen verschwamm und verlosch das Trugbild des unbeweglichen Dinosauriers. Vor den Menschen war nichts weiter übriggeblieben als eine schwarze Spiegelfläche, die ihren blauen Schimmer verloren hatte und nunmehr einen kupferfarbenen Abglanz trug."

„Mich hat immer diese übernatürlich scheinende Fähigkeit der Künstler frappiert, die Zukunft so bildhaft zu sehen", sagt Denisjuk.
Die Idee ist phantastisch. Das also ist es. Das ist das Thema, das er braucht, vielleicht sogar unbewußt gesucht hat. Ein Verfahren zu finden, um ein Objekt abzubilden, dessen Aufnahme sich in nichts vom Original unterscheidet. „Ich gestehe freimütig", sagt Denisjuk, „daß Jefremow den Anstoß zu meiner Idee gegeben hat."

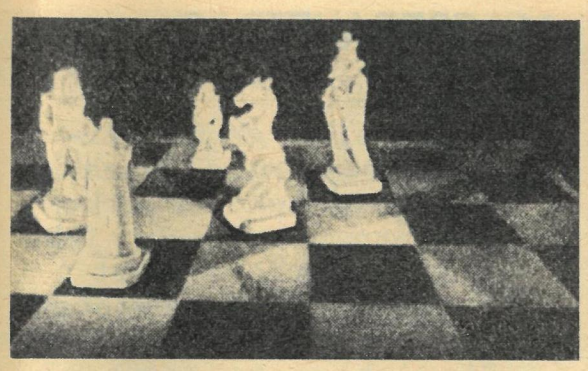
Denisjuk sucht seinen Weg

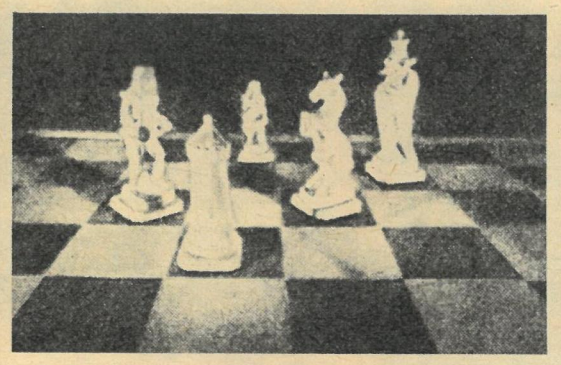
Als Niépce und Daguerre die ersten Lichtbilder schufen, hatten sie ein Verfahren gesucht und gefunden, die reale Welt abzubilden. Obwohl uns die Fotografie eigentlich nur flache, „tote" Schatten liefert, ist sie aus unserem Leben, aus Wissenschaft und Technik nicht mehr wegzudenken. Indes wird von der Gesamtheit der Informationen, die die Lichtwellen enthalten, wenn sie von einem Objekt zurückgeworfen werden, nur die Verteilung der Lichtintensität fixiert. Alle übrigen Informationen gehen verloren.
Jedes beleuchtete Objekt sendet von jedem seiner Punkte ein kompliziertes Geflecht von Lichtwellen aus, die sich kugelförmig im Raum ausbreiten. Denisjuks Idee besteht darin, diese vom Objekt gestreuten Lichtwellen, bildlich gesprochen, zum Stehen zu bringen und die stehende Welle auf einer Fotoplatte zu fixieren.
Wie aber bringt man Lichtwellen zum Stehen?
Denisjuk versucht es an einem einfachen Beispiel zu erklären: „Wenn Sie gleichzeitig zwei Steine ins Wasser fallen lassen, so bilden sich Wellenkreise, die einander durchdringen. Dort, wo die Wellen aufeinandertreffen, bilden sich Wellenberge und Wellentäler, die sich gegenseitig entweder verstärken oder auslöschen. Sie bleiben auf der Stelle stehen. Diese Erscheinung nennt man Interferenz."
Die Interferenz war der Schlüssel, um eine Abbildung zu gewinnen, die weitaus mehr Informationen enthielt als eine Fotografie, die nur die Helligkeitsunterschiede der vom Objekt reflektierten Lichtwellen registriert. Jefremows phantastische Vision sollte Wirklichkeit werden.
Mit der Hartnäckigkeit eines von seiner Idee besessenen Wissenschaftlers sucht Denisjuk nach der Lösung. In Akademiemitglied Judin findet er einen verständnisvollen Mentor, der ihm freie Hand für seine Pläne läßt, obwohl auch er nicht viel davon hält. Denisjuk sollte sich ruhig austoben. („Ich mache so oder so einen ordentlichen Fotogrammetristen aus ihm!")
Die Kollegen aber halten ihn für einen Spinner. „Was der da will, ist ja reiner Unsinn!" Aber Denisjuk läßt sich nicht beirren.
„Ich kam auf den Gedanken, die vom Objekt gestreuten Lichtwellen mit einer Stützwelle (auch Referenzwelle genannt) zu vermischen. Das heißt, das vom Objekt gestreute Licht sollte auf einer Fotoplatte mit einer einfachen, gleichschwingenden Welle interferieren."
Die vom Objekt gestreuten Lichtwellen sind mit einer Menschenmenge vergleichbar, die ungeordnet aus einem Fabriktor strömt. Der Stützstrahl gleicht einer Marschkolonne, die im Gleichschritt marschiert. Doch solch eine kohärente, also gleichschwingende Lichtquelle gab es zu dieser Zeit, als Denisjuk experimentierte, noch nicht.
1958 erzeugt er in seiner ersten Versuchsanordnung den Stützstrahl mit einem herausgefilterten Wellenfeld einer Quecksilberdampflampe. Als Objekt wählt er einen Hohlspiegel. „Es war meine erste holographische Aufnahme, die nur durch die Beleuchtung einer Fotoplatte mit den interferierenden Lichtwellen des Objekts und des Stützstrahls zustande kam." Als er die entwickelte Platte mit dem Stützstrahl wieder beleuchtet, verhält sie sich wie das Original des Hohlspiegels. Sie sammelt das Licht in einem Punkt.
Der schwerkranke Professor Judin versagt ihm nicht seine Anerkennung, doch Denisjuk tritt mit diesem bemerkenswerten Erfolg nicht an die Öffentlichkeit. Er will noch weitergehen und mit besseren Ergebnissen seine Idee durchsetzen.
Er ist fast am Ziel. Er hat das Prinzip gefunden. Er schreibt einen Artikel nach dem anderen. „Ich hatte damals nicht die nötige Erfahrung. Keine wissenschaftliche Zeitschrift hätte fünf Beiträge von mir auf einmal veröffentlicht", sagt Denisjuk.
Erst 1962 erscheint sein erster Beitrag, eine Zusammenfassung. Wenig später kehrt ein Mitarbeiter von einem internationalen Kongreß zurück und überläßt ihm einen Sammelband der Vorträge. Darin findet er einen Hinweis auf die Arbeiten des englischen Physikers Dennis Gábor, der 1948 ein Verfahren vorschlug, das er Holographie, Ganzaufzeichnung, nannte.
„Als ich die Zusammenfassung seines Artikels las, traf es mich wie ein Schlag. Das gleiche Prinzip! Mir wurde ganz schlecht."
Denisjuk wähnte sich als erster auf dem Mount Everest und mußte feststellen, daß ihn ein anderer schon früher auf einer anderen Route bestiegen hatte.
„Die Arbeit Gábors war damals nur wenigen Leuten bekannt, und wäre ich vorher mit ihr vertraut gewe-

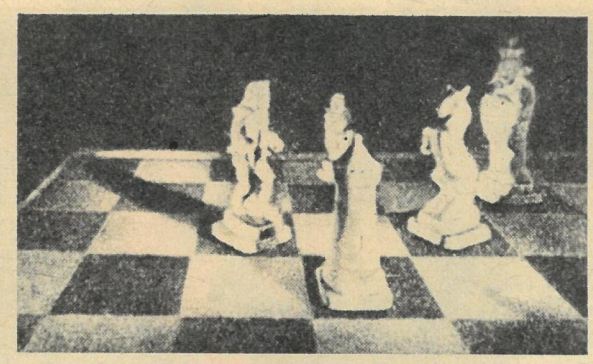




Der erste holographische Film der Welt entstand 1977 in der Sowjetunion und dauerte 30 Sekunden. Ein Mädchen legt einen Blumenstrauß auf einen Tisch (Foto oben). Eine Gruppe um Professor W. Komar (Foto links) arbeitet erfolgreich an der Weiterentwicklung des holographischen Films.







Die Amerikaner E. Leith und J. Upatnieks demonstrierten mit diesem Hologramm eines Schachbretts die Originalität des Verfahrens. Die Aufnahme wurde aus verschiedenen Blickrichtungen fotografiert. Durch die Verschiebung der Figuren wird die Räumlichkeit erkennbar.

Holographie

sen, hätte ich mich wahrscheinlich nur mit Verbesserungen des Verfahrens beschäftigt, und so hatte dieser Umstand auch etwas Gutes. Ich hatte meinen eigenen Weg gesucht und gefunden. Nach eingehendem Studium stellte ich fest, daß es Unterschiede in unserer Arbeit gab."

Bei Gábors Verfahren entstand bei der Wiedergabe ein zweites Bild, ein „Geisterbild", das sich mit dem anderen überlagerte. Denisjuk kommt nach zahlreichen Experimenten und Überlegungen zu dem Schluß, daß er eine dreidimensionale holographische Abbildung nur in einer hochempfindlichen Dickschichtemulsion erzeugen kann. Er wird zum „Chemiker" und experimentiert, bis er die geeignete Emulsion findet.

Die Entwicklung der Laser im Jahre 1960 leitete eine entscheidende Wende in der Holographie ein. Jetzt war ein Instrument vorhanden, um aus dem „Schattenreich" der bisherigen Lichtquellen zu treten.

Es gelingt Denisjuk, nach seinem Prinzip in einer Dickschichtemulsion eine dreidimensionale holographische Abbildung zu gewinnen. An dem Tag, an dem er seine Hologramme Professor Judin zeigen will, stirbt sein Mentor.

Bibliothek im Kristallwürfel

„Die Holographie ist keine Alternative zur Fotografie", sagt Denisjuk. „Sie ist ein qualitativ neuer Prozeß. Die Gewinnung von dreidimensionalen Abbildungen ist bei weitem nicht das wichtigste und nicht das einzige Anwendungsgebiet der Holographie. In der Plasmaphysik, der Biologie und der Medizin, dem Maschinenbau und der Elektronik, der angewandten Mechanik und vielen anderen Gebieten ist sie heute ein unersetzliches Instrument. Es gibt heute kein Gebiet der Wissenschaft und Technik, in dem man auf die Holographie verzichten kann."

Als die ersten holographischen Abbildungen veröffentlicht werden, ist das wie ein Dammbruch. Bis zu diesem Zeitpunkt konnte man Beiträge, die zu diesem Thema veröffentlicht wurden, an den zehn Fingern abzählen. Dann aber schwollen sie zu einem Strom an, und ihre Zahl ist heute Legion.

Inzwischen haben holographische Verfahren ihren Siegeszug in Wissenschaft und Technik angetreten. Die Fähigkeit eines Hologramms, subtilste Veränderungen eines Objekts räumlich und im Zeitablauf festzuhalten, ist phänomenal. Feinste Risse von Bruchteilen eines tausendstel Millimeters, Veränderungen im Untersuchungsobjekt von der Größenordnung einer Lichtwellenlänge, winzigste Ungenauigkeiten in einer Konstruktion können den interferierenden Wellen, die in einem Hologramm aufgezeichnet werden, nicht entgehen. Wie Dr. Ginsburg und Dr. Stepanow, zwei Experten auf dem Gebiet der Anwendung der Holographie, berichten, können durch holographische Aufnahmen eines Staudamm-Modells alle dynamischen Veränderungen in der Staumauer gewissermaßen auf einen Blick erkannt werden. So gewinnt man vorausschauende Erkenntnisse über alle Schwachpunkte, wenn dieses komplizierte Bauwerk den betrieblichen Belastungen standhalten muß. Die Holographie wird zur Prüfung von Werkstoffen und Maschinenteilen eingesetzt, um ihre Zuverlässigkeit und Betriebsdauer nicht nur zu prüfen, sondern auch vorauszusagen. Phantastische Möglichkeiten bietet die Holographie bei der Speicherung großer Informationsmengen. So kann in einem Kristallwürfel von einem Zentimeter Kantenlänge die gesamte Information einer Bibliothek aus 50 000 Bänden hineingepackt und jede Information in Bruchteilen von Sekunden abgerufen werden. Hier steht die Computertechnik vor ungewöhnlichen Perspektiven.

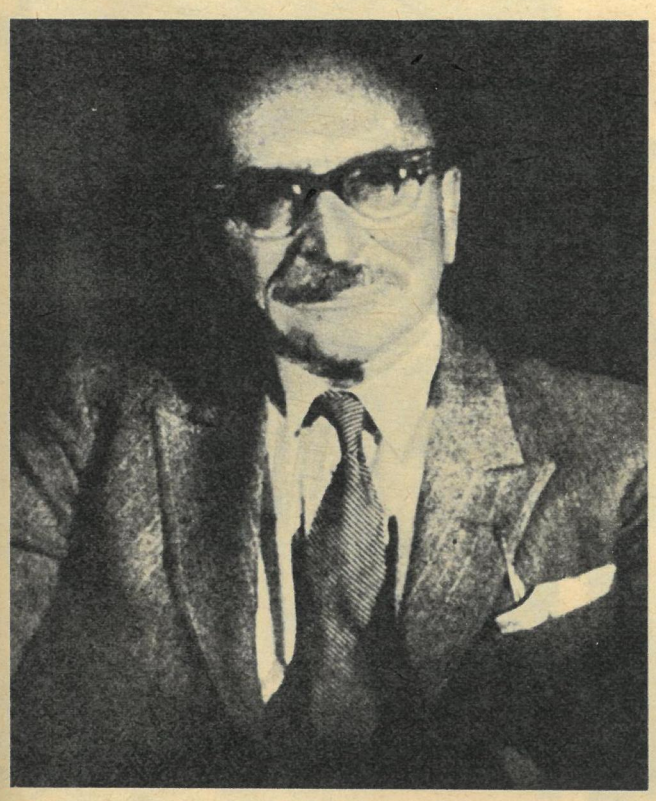
„Die Möglichkeiten der Holographie und ihrer Methoden sind noch lange nicht ausgeschöpft", sagt Denisjuk, „und es gibt noch viele offene Fragen. Aber die Erforschung aller dieser vorläufig noch nicht ganz klaren Fragen wird die Forscher zu einer Reihe neuer unerwarteter und sowohl für die Wissenschaft als auch für die Praxis nützlichen Entdeckungen führen."

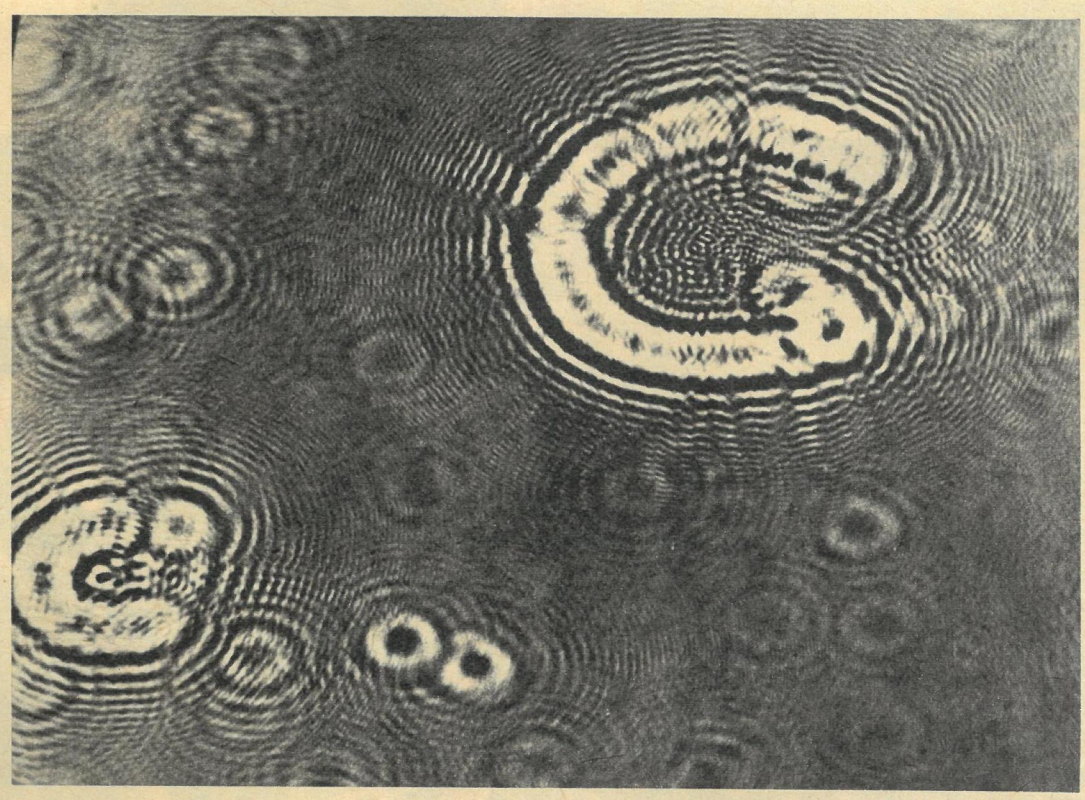
★★★

Dennis Gábor erhielt 1971 den Nobelpreis für Physik, Juri Denisjuk 1970 den Leninpreis. Er wurde korrespondierendes Mitglied der Akademie der UdSSR und leitet heute das Laboratorium für Holographie im Staatlichen Optischen Institut, dort, wo er so hartnäckig um die Durchsetzung seiner Idee gekämpft hatte.

Nobelpreisträger Dennis Gábor auf einer der ersten holographischen Aufnahmen. Rechts sein Hologramm, stark vergrößert, auf der Platte: Das Interferenzmuster hat sein „Wellenbild eingefroren". Erst durch einen Laserstrahl wird es „aufgetaut" und erscheint als Bild.

Fotos: Archiv, Volkmar Billeb, APN.





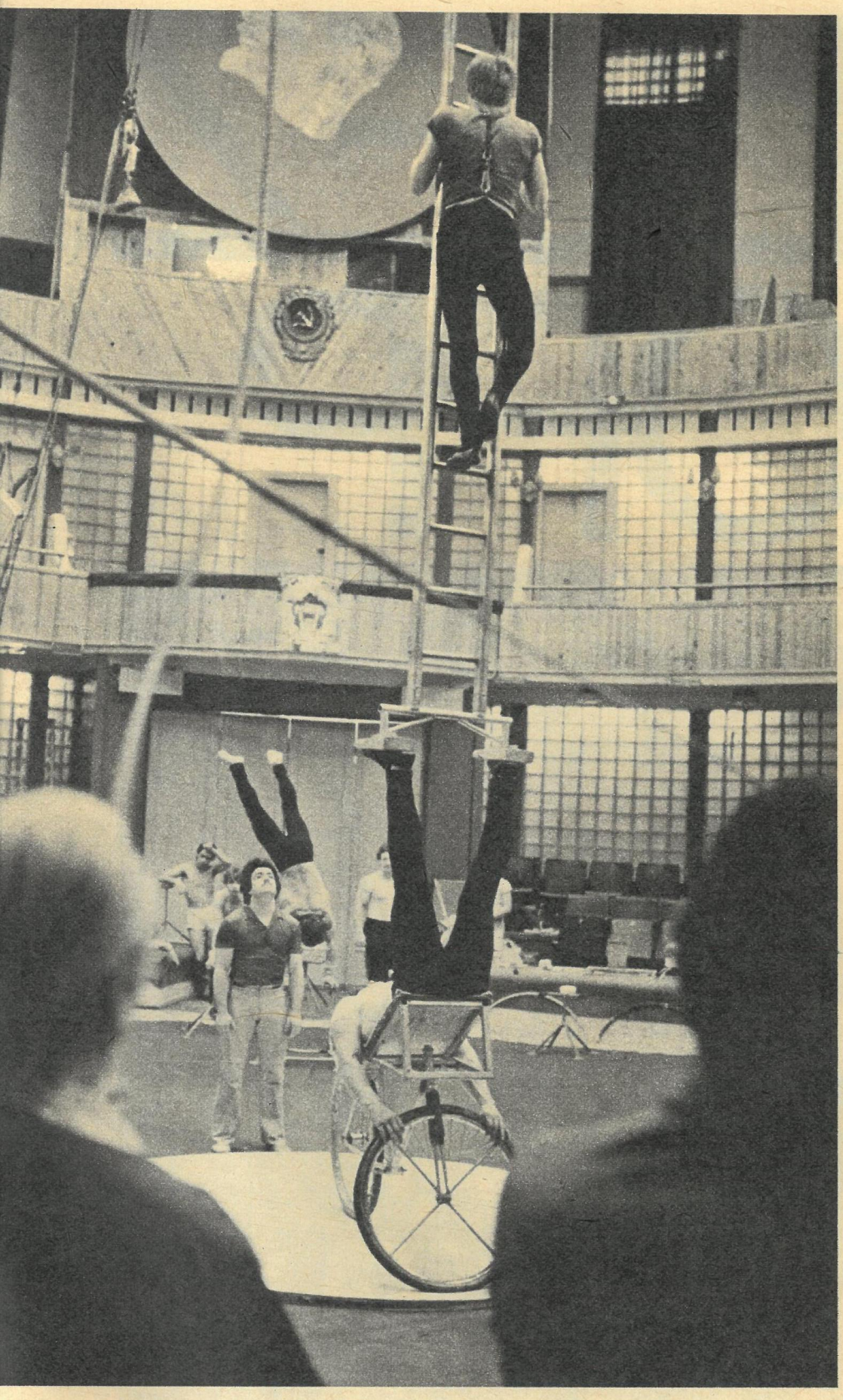
IM LESERAUFTRAG

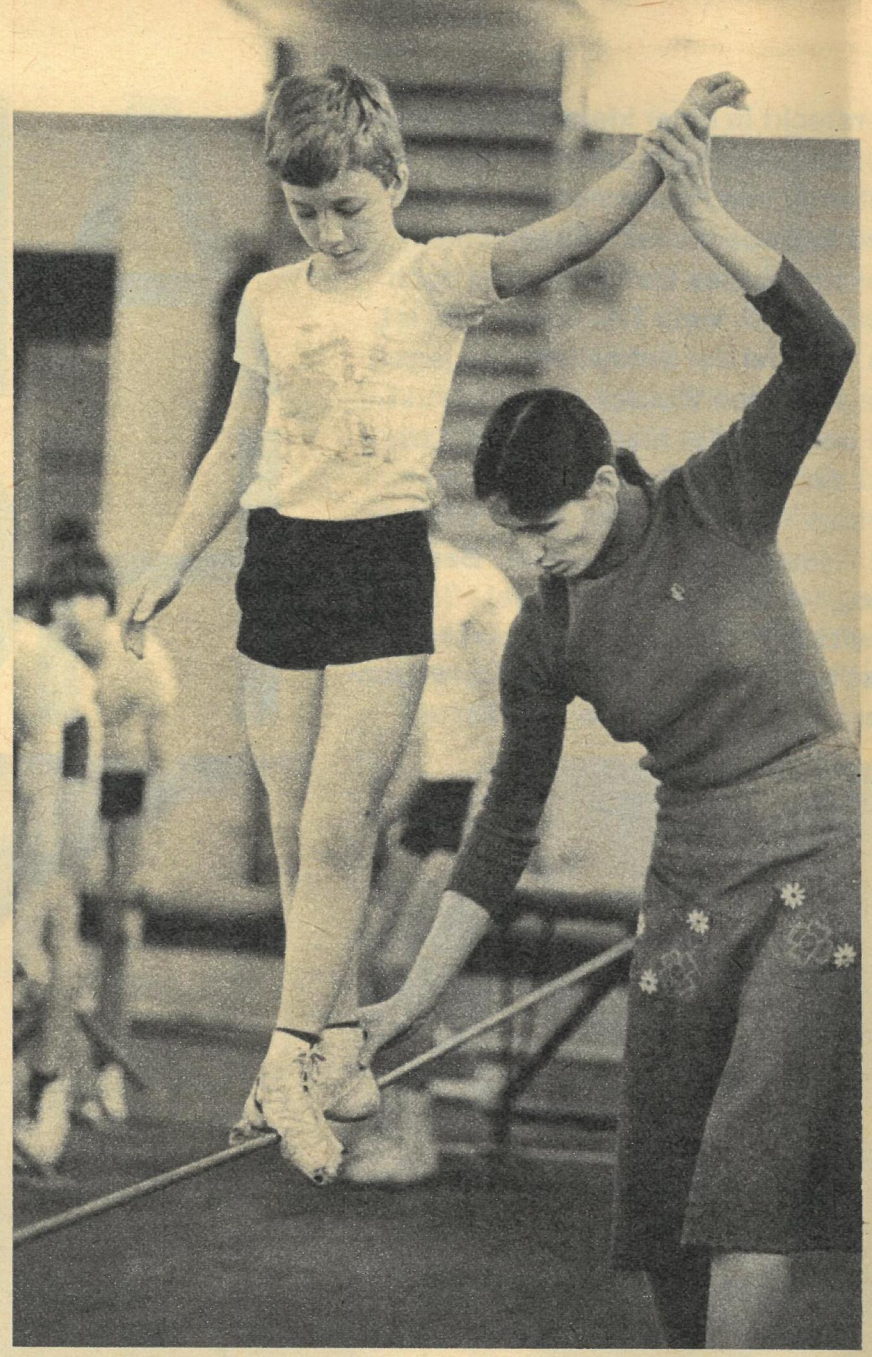
Eines meiner größten Erlebnisse war der Besuch des alten Moskauer Zirkus am Zwetnoi Boulevard. Ich bin einfach begeistert von der Kunst der sowjetischen Artisten. Können Sie nicht einmal darüber berichten, wo und wie der Artistennachwuchs in der Sowjetunion ausgebildet wird?

Anna Müller, Leipzig

ALLEZ HOPP

Versteckt in einer kleinen Moskauer Seitengasse liegt das Haus der „Staatlichen Fachschule für Zirkus- und Estradenkunst". Äußerlich ein unscheinbares Gebäude. Und doch ranken sich viele Träume darum, ist es das Ziel der Sehnsüchte all jener, die nur einen Wunsch haben: Artist zu werden. Wer hier studieren darf, hat den ersten Schritt getan, um aus seinen Träumen Wirklichkeit werden zu lassen. Unser Mitarbeiter Bernd Siegmund sprach mit Sergej Michailowitsch Makarow, dem Direktor des Institutes. Unser Moskauer Korrespondent Volkmar Billeb fotografierte.





FREIE WELT: Sergej Michailowitsch, Zirkus ist für mich ein Zauberwort. Sobald es erklingt, sehe ich fliegende Menschen in der Zirkuskuppel, nehme den Geruch von Tieren wahr, höre Clowns lachen. Zirkus steht für Mut und Können, für Unterhaltung und Spaß. Wie ist das mit Ihnen? Haben Sie als Direktor der Zirkusschule viel zu lachen?

Sergej Makarow: Eigentlich schon, denn die jungen Leute, die bei uns studieren, sind mit Leib und Seele bei der Sache. Doch abgesehen davon: Lachen oder Lächeln gehört zum kleinen Einmaleins der Zirkuskunst... Egal wie schwierig ein Trick, wie gefahrvoll eine Nummer: Wenn der Artist sie in der Manege darbietet, müssen die vielen harten Stunden des Trainings hinter einem Lächeln verschwunden sein.

FREIE WELT: Die Schule wurde 1926 gegründet. Erzählen Sie bitte etwas darüber...

Sergej Makarow: Immer wieder wird 1926 als Gründungsjahr genannt. Aber das ist nicht richtig. 1926 wurde eine Werkstatt für Artisten ins Leben gerufen. Direktorin war Anna Alexandrowna Lunatscharskaja, die Frau des berühmten Volkskommissars für Kultur. In der Werkstatt trafen sich Artisten, knobelten an neuen Tricks, führten ihre Nummern vor, diskutierten miteinander Berufsprobleme. 1927 wurde die Werkstatt in eine Schule umgewandelt, wurde offizielle Ausbildungsstätte für angehende Artisten.

FREIE WELT: Wer sind die berühmtesten Absolventen?

Sergej Makarow: Da könnte ich eine Menge Namen nennen. Ich beschränke mich auf ganz wenige: Da ist der weltberühmte Clown Karandasch, der nicht weniger weltberühmte Oleg Popow, da ist der Seiltänzer Wladimir Wolschanski und – um einen Vertreter der jungen Generation zu nennen – Juri Kuklatschow. Er arbeitet mit Katzen und tritt zur Zeit im alten Zirkus am Zwetnoi Boulevard auf. Ich glaube, er hat eine große Zukunft vor sich. Diese vier Namen stehen stellvertretend für mittlerweile Tausende von Absolventen.

FREIE WELT: Wieviel Studenten werden jedes Jahr angenommen?

Sergej Makarow: Achtzig. Erfahrungsgemäß beenden siebzig von ihnen das vier Jahre währende Studium.

FREIE WELT: Die Studenten kommen aus allen Teilen der Sowjetunion?

Sergej Makarow: Ja! Zur Schule gehört ein großes Internat.

FREIE WELT: Bilden Sie auch ausländische Studenten aus?

Sergej Makarow: Ja. Wir haben Studenten aus Kuba und Kambodscha, aus Vietnam, Bulgarien, aus der Tschechoslowakai...

FREIE WELT: Sie sagten, daß jedes Jahr siebzig Studenten die Fachschule absolvieren. Langt diese Zahl, um den sowjetischen Staatszirkus mit genügend Nachwuchs zu versorgen? Immerhin gibt es doch 68 Zirkusse in ihrem Land...

Sergej Makarow: Ja, sie langt. Das hat die Praxis bestätigt. Natürlich kommt es schon mal zu Engpässen. Das passiert vor allem dann, wenn viele unserer Artisten im Ausland verpflichtet sind. Aber es gibt ein anderes Problem, das uns viel mehr zu schaffen macht. Das sind die Disproportionen im Genre.

FREIE WELT: Was heißt das genau?

Sergej Makarow: Nun, auf einen Nenner gebracht: Wir haben zu viel Akrobaten und zu wenig Clowns. Und dann fehlen uns die Exzentriker...

FREIE WELT: Exzentriker? Was versteht man darunter?

Sergej Makarow: Der Ausdruck Exzentrik bezeichnet nicht ein einzelnes Fach im Bereich der kleinen Genres, wie zum Beispiel der Ausdruck Jongleur oder Äquilibrist, sondern die Art der Ausführung. Anders gesagt: Der Exzentriker bemüht sich durch Mittel der Parodie oder der Verfremdung, die normalen Vorstellungen zu durchbrechen, gegen den gewohnten, vernünftigen Sinn zu verstoßen...

FREIE WELT: Also kann jeder auf

ALLEZ HOPP

seinem Gebiet ein Exzentriker sein! Wenn er es kann!

Sergej Makarow: Ja, es langt heute eben nicht mehr nur, sehr gute artistische Leistungen zu vollbringen, man muß sie auch originell, exzentrisch anbieten. Das ist schwer. Dazu braucht man Ideen. Das gleiche Problem haben wir bei den Clowns. Jedes Jahr einen unikalen Clown herauszubringen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Aber ständig fordert man von uns: Gebt uns mehr Clowns. Ich persönlich denke, an hervorragenden Begabungen in diesem Fach wird es immer mangeln. Und leider kann man sich Clowns nicht backen…

FREIE WELT: Ihre Studenten sind 14 Jahre alt, wenn sie in die Fachschule aufgenommen werden. Kann man da schon das Talent jedes einzelnen sicher erkennen?

Sergej Makarow: Das Talent nicht, aber die Eignung zum Beruf. Das Studium dauert vier Jahre. Die ersten zwei davon dienen ausschließlich der Grundausbildung. Das heißt, unsere Studenten werden mit allen artistischen Genres bekannt gemacht. Sie lernen das Jonglieren, beschäftigen sich mit Äquilibristik, mit der Magie… Diese zwei Jahre nutzt der Pädagoge, um sich ein Urteil darüber zu bilden, wo die wahren Talente des Studenten liegen. Danach richtet sich dann die Spezialisierung, die in den letzten beiden Jahren erfolgt.

FREIE WELT: Welches Lehrprogramm haben die Studenten neben der artistischen Ausbildung?

Sergej Makarow: Das normale Programm jeder Mittelschule. Also Geschichte, Staatsbürgerkunde, marxistisch-leninistische Philosophie… Verstehen Sie mich bitte richtig: Um ein modernes Kunstwerk zu schaffen, muß der Artist auch Denker sein. Er muß verstehen, was er macht. Nehmen wir zum Beispiel Oleg Popow. Seine Clownaden erreichen nicht selten philosophische Gipfel. Um so etwas zu schaffen, muß man exzellent ausgebildet sein, muß in den Gesellschaftswissenschaften zu Hause sein, Literatur kennen. Vielleicht finden Sie es merkwürdig, aber an unserer Schule gibt es eine wissenschaftliche Gesellschaft der Studenten. Wissenschaft im Zirkus? Jawohl! Unsere Studenten schreiben Beiträge über die Entwicklung der verschiedenen Genres, bringen ihre Gedanken zu Papier über Entwicklungstendenzen im heutigen Zirkus…

FREIE WELT: Um noch einmal auf die artistische Ausbildung zurückzukommen… Studieren Sie mit ihren Studenten zum Abschluß der Fachschule eine auftrittsreife Nummer ein?

Sergej Makarow: Das ist unterschiedlich. Wir haben folgendes System: Wenn unsere Studenten im letzten Studienjahr sind, laden wir Vertreter von ‚Sojusgoszirk', das ist die zentrale Agentur für alle Zirkusse der Sowjetunion, zu uns ein. Sie gucken sich unsere Studenten an, sagen, diese und jene Nummer interessiert uns, eine andere nicht. Wenn sich ‚Sojusgoszirk' für eine Nummer interessiert, dann heißt das, der Student wird von der Agentur mit dieser Nummer für – sagen wir mal – den Zirkus in Wladiwostok engagiert. Wenn das der Fall ist, bauen wir die Nummer konkret aus. Und ‚Sojusgoszirk' bezahlt die notwendigen Apparaturen, Musik, Kostüme…

FREIE WELT: Was geschieht mit den anderen Studenten?

Sergej Makarow: Sie werden als Artisten ohne fertige, auftrittsreife Nummer an einen Zirkus vermittelt. Dort entwickeln sie dann ihr Programm nach den jeweiligen Bedürfnissen des Zirkus.

FREIE WELT: Wenn ich Sie richtig verstanden habe, hat es nichts mit der Qualität des Artisten zu tun, ob er mit oder ohne Nummer vermittelt wird…

Sergej Makarow: Das ist richtig. Die Fachleute von ‚Sojusgoszirk' kennen die Programme aller 68 Zirkusse der UdSSR. So wissen sie genau, welche Nummer in welches Programm paßt, welche nicht. Eine Arbeitsstelle bekommt jeder Artist nachgewiesen.

FREIE WELT: Was kostet die Ausbildung eines Artisten?

Sergej Makarow: Durchschnittlich 10 000 Rubel. Eine auftrittsreife Nummer noch einmal zirka 2000 Rubel.

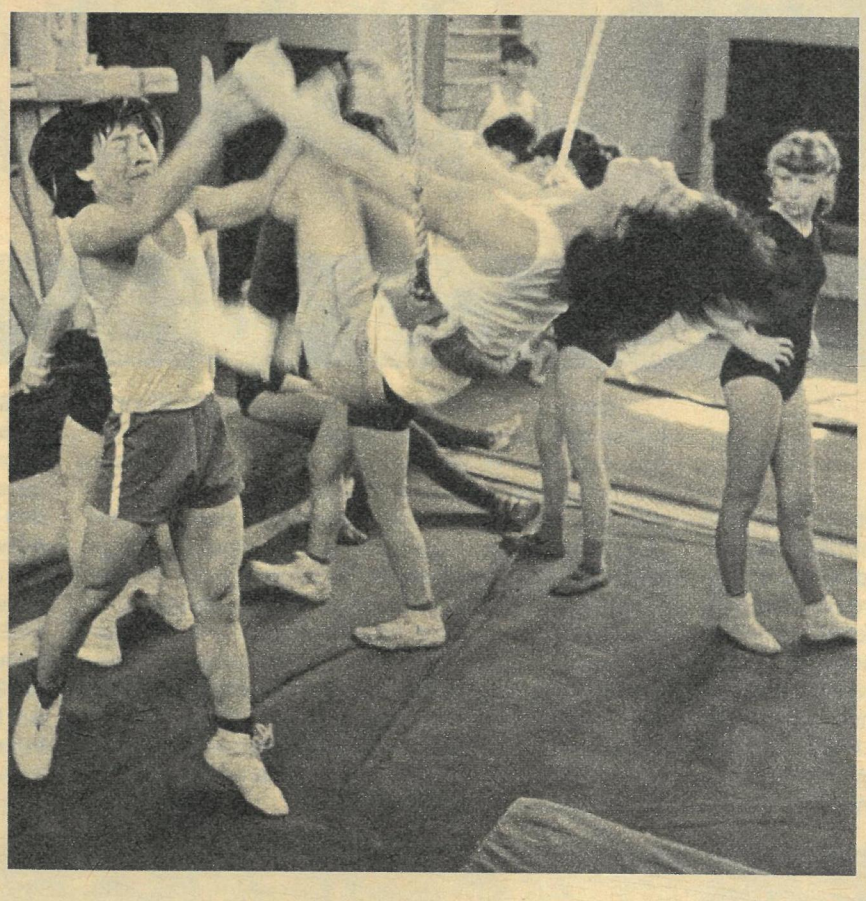
FREIE WELT: Sergej Michailowitsch, Sie sind Direktor der Zirkusfachschule. Eine persönliche Frage, wie wird man das?

Sergej Makarow: Reiner Zufall. Ich träumte schon immer davon, Clown zu werden. Also bewarb ich mich an diesem Institut. Und ich wurde angenommen. 1960 war ich mit dem Studium fertig. Dann arbeitete ich ein paar Jahre als Clown am Zirkus. Daneben studierte ich am Theaterinstitut. 1970, nach Beendigung des Studiums, begann ich mich für Regie zu interessieren. 1974 verteidigte ich meine Doktorarbeit zum Thema „Volkstraditionen der Clownade", hielt Vorlesungen am Theaterinstitut und arbeitete als Regisseur am Zirkus. Und ganz unerwartet hat man mir 1978 den Posten angeboten. So ist das manchmal im Leben…

FREIE WELT: Sie sagten vorhin, daß die Pädagogen nach zwei Jahren Grundausbildung ein Talente-Urteil fällen. Ist es schon einmal zu einem Fehlurteil gekommen?

Sergej Makarow: Unsere Pädagogen sind verdienstvolle, erfahrene Artisten. Ich möchte ein solches Fehlurteil eigentlich ausschließen. Aber immerhin… Ich weiß, daß der große Karandasch, als er noch im ersten Studienjahr war, von einer Expertenkommission beobachtet wurde und folgendes zu hören bekam: ‚Dieser Student muß ausgeschlossen werden. Er entspricht nicht seinem zukünftigen Beruf. Er ist ein absolut talentloser Mensch.' – Ein Glück, daß Karandasch von sich überzeugt war, sich durchsetzte. Womit ich sagen will: Wir geben den Studenten eine hervorragende Ausbildung mit auf den Weg. Durchsetzen muß er sich allein!

FREIE WELT: Schönen Dank für das Gespräch!



Im nächsten Heft:

„Don" vom Don

Weshalb die Arbeiter des legendären Werkes „Rostelmasch" ihrer neuen Erntekombine den Namen des vielbesungenen Stroms gaben.

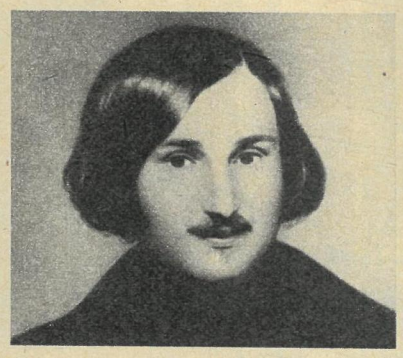
Foto: D. Christel

Der große Knüppel

Hundert Jahre Kanonenbootpolitik der USA.

Ein Spötter aus Sorotschinzy

Szenen aus dem Leben des Dichters der TOTEN SEELEN und des unsterblichen REVISORS, Nikolai Gogel, dessen Geburtstag sich am 1. April 1984 zum 175. Male jährt.



Reproduktion: FW-Archiv

Krasnodar

Die „Gartenstadt" im nördlichen Kaukasusvorland – ein neues Reiseziel für internationale Touristen.

Foto: Peter Meißner

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Foto: Volkmar Billeb

Kinderspaß im Wasserglas

Lassen wir uns einmal zurückversetzen nach Sagorsk, in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Damals hieß es noch Sergijew und war durch sein Kloster bereits berühmt. Buntes Markttreiben hat eine Menge Schau- und Kauflustiger angelockt. Viel Interesse gilt dem Spielzeug, erlebt es doch hier gerade seine Blütezeit. Und da finden wir auch die Dame und ihren Husaren, aus weichem Lindenholz gearbeitet, mit zarten Farben bemalt. Der schöne Faltenwurf des Kleides ist den Mönchstrachten abgeguckt, die herrlichen Farbkompositionen aber entspringen einzig der Phantasie der Volkskünstler. Die dreieckigen Figuren hatten den Vorteil, daß es einigen Abfall gab, und diesen wiederum verwendete man auf höchst originelle Weise: In jener Zeit waren gerade die hauchzarten Figürchen aus chinesischem Porzellan berühmt und begehrt, aber kaum zu bezahlen. Die findigen Sergijewer bildeten sie aus den Holzabfällen der großen Puppen nach, schütteten das winzige Spielzeug – kleine Menschen, Tiere, Haushaltgeräte – in ein Wasserglas und verkauften es – gleich Sonnenblumenkernen – als „Chinesischen Kleinkram". Interessant ist: Als die ersten einheimischen, noch bescheidenen Porzellanmanufakturen gegründet wurden, bat man Volkskünstler um Muster, nach denen man die Porzellanfiguren gestalten konnte. *Karin Kopp*

UNSERE FRAGE: Im Jahre 1710 entstand in einer deutschen Stadt die erste europäische Porzellanmanufaktur. Nennen Sie den Namen der Stadt.
Antwort bitte auf einer Postkarte mit dem Serien-Kennwort „Russisches Kinderspielzeug 5" an FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Einsendeschluß: 28. 3. 1984. Auflösung und Gewinner in Heft 8/84, Leserforum. Sie können gewinnen: 1. Preis 150 M; 2. Preis 100 M; 3. Preis 50 M.
Viel Erfolg!